

Manuskriptversion – Bitte nur die veröffentlichte Version zitieren!  
In: M. Siebel (Hrsg.): *Kommunikatives Verstehen*. Leipzig: Univ.-Verl.  
Leipzig, 2002. S. 97-137.

Frank Kannetzky

## **Dilemmata der Kommunikationstheorie\***

1	Zum Hintergrund der Fragestellung.....	2
1.1	Das Sender-Empfänger-Modell der Kommunikation .....	2
1.2	Kommunikation und Gemeinschaft .....	4
2	Zwei Paradigmen der Theorie des kommunikativen Verstehens .....	10
2.1	Intentionalismus.....	13
2.2	Konventionalismus/Regelianismus.....	22
2.3	Schwierigkeiten des konventionalistischen Modells .....	26
3	Zusammenfassung und Folgerungen .....	33

Im folgenden geht es um den systematischen Ort einiger Probleme der Kommunikationstheorie, genauer: um die Frage, ob und wie sich deren konkurrierende Paradigmen, der Intentionalismus und der Konventionalismus, wechselseitig voraussetzen. Eine solche zirkuläre Struktur ist in der Philosophie nichts Ungewöhnliches, sie wird aber zum Dilemma, wenn es, wie im Falle der Kommunikationstheorie, Streitfälle gibt. Dass zu Beginn etwas zur Verortung des Begriffs der Kommunikation, seinen Sitz im Leben, gesagt wird, sollte nicht als bloße Einleitung zum eigentlichen Thema missverstanden werden, es gehört vielmehr unmittelbar dazu. Denn es ist zu vermuten, dass die gängigen Konzeptionen von Kommunikation gerade in diesem Punkt Defizite aufweisen, die von der jeweils konkurrierenden Position abgedeckt werden können, weshalb der Streit zwischen den rivalisierenden Theorien unlösbar erscheint. Anhand einer, wenn auch groben, Darstellung der zwei Hauptrichtungen der Kommunikationstheorie, der individualistisch-instrumentalistischen und der konventionalistisch-kollektivistischen, werden diese Lücken und gegenseitigen Bedingtheiten benannt. Im Anschluss wird eine Antwort auf die Frage skizziert, wie diese Dilemmata aufzulösen sind. Da es um eine Problemskizze geht, darum, die systematischen Linien klarer herauszustellen, wird auf die Darstellung und Kritik konkreter Autoren und einzelner Theorien weitgehend verzichtet.

---

\* Ich danke P. Fischer, P. Grönert, C. Henning, N. Psarros, R. Raatzsch, P. Stekeler-Weithofer, H. Tegtmeier und W. Wolff für ihre Kritik und ihre Hinweise.

## 1. Zum Hintergrund der Fragestellung

### 1.1 Das Sender-Empfänger-Modell der Kommunikation

Ein gängiger Begriff von Kommunikation ist der der Übermittlung von Informationen (Shannon/Weaver). Ein Sender kodiert eine Botschaft, schickt den Kode über einen Kommunikationskanal, der Empfänger dekodiert sie und reagiert entsprechend. Dieses sogenannte Sender–Empfänger–Modell deckt vor allem das Feld der technischen Kommunikation ab und wurde in den vierziger Jahren entwickelt. Dabei ging es um mögliche Störungen des Kommunikationskanals, um die sichere Verschlüsselung und die Entschlüsselung von Botschaften und ähnliches, also um Fragen, mit denen sich kriegführende Parteien, Geheimdienste, Telefongesellschaften und Funk- und Fernsehtechniker befassen.

Diese Herkunft des Modells lässt sich nicht verleugnen, auch wenn allerlei Versuche unternommen wurden, es auf andere Bereiche zu übertragen und entsprechend zu verallgemeinern. Obwohl es wichtige Eigenschaften von Kommunikation erfasst, etwa dass zur Kommunikation mindestens zwei gehören, dass sie eines Mediums bedarf, dass Sender und Empfänger über Rezeptoren und Informationsverarbeitungsmechanismen verfügen müssen, so bleibt es doch ein Modell der Informationsübertragung. Daher ist es fraglich, ob es überhaupt als Grundgerüst eines philosophisch interessanten Begriffs von Kommunikation taugt und ob es sinnvoll ist, so unterschiedliche Dinge wie die Übertragung von Daten zwischen Rechnersystemen und ein Gespräch unter einem Begriff zusammenzufassen.

Dass hier wichtige Unterschiede bestehen, insbesondere dass Kommunikation nicht notwendig auf Informationsübertragung zielt, kann man sich am Beispiel des Grüßens vor Augen führen. Betrete ich einen Raum und sage zu den Anwesenden „Guten Tag“, so wäre es verfehlt, dies als eine Handlung zu deuten, deren primärer Zweck in der Übermittlung von Information bestünde. Freilich kann man sagen, dass in der Kommunikation im weitesten Sinne immer *auch* Information übertragen wird, aber dies ist ganz sicher nicht der Punkt, auf den es bei einem Gruß ankommt. Selbst Behauptungen können anderen Zwecken dienen als dem der Mitteilung von Sachverhalten. Der eigentliche kommunikative Witz liegt dann gerade nicht in der Übertragung von Information. (Ich kann mit meinem Wissen prahlen wollen, oder jemanden in Verlegenheit bringen, einen Witz reißen usw.) Darüber, ob Kommunikation wesentlich Informationsübertragung ist, folglich Informationshandlungen als Modellfall für beliebige menschliche Kommunikation anzusehen sind, gibt es noch Streit. Ich will dazu nur kurz anmerken, dass selbst wenn jede kommunikative Handlung einen Informationsfluss beinhaltet oder wenigstens so beschrieben werden kann, die Allgemeinheit dieses Merkmals nicht hinreicht, um es zum definierenden Merkmal eines Begriffs *menschlicher* Kommunikation zu machen. Worauf es ankommt ist die *differentia specifica*, und diese ist jedenfalls nicht die Informationsübertragung, wie man an den genannten Beispielen sehen kann. Dadurch, dass eine Handlung informativ ist, wird sie nicht zu Informationshandlung. Damit würde eine mögliche theoretische Beschreibung,

nämlich die Beschreibung unter dem Aspekt der Information, mit dem Akt selbst verwechselt.<sup>1</sup>

Das Sender-Empfänger-Modell der Kommunikation bleibt aus verschiedenen, eng zusammenhängenden Gründen unbefriedigend.

*Erstens*, weil es vollständig von der pragmatischen Dimension von Kommunikation abstrahiert. Die Antwort, dass wir Witze reißen, Beleidigungen austauschen, grüßen und dergleichen mehr, *indem* wir Informationen übermitteln, mag einen wichtigen Aspekt all dieser Sprechhandlungen benennen, aber sie kann diese als Handlungen unterschiedlichen Typs nicht voneinander unterscheiden. Die Beschreibung als Informationshandlung fügt der Charakterisierung des jeweiligen Sprechaktes nichts hinzu, sofern sie für beliebige Sprechakte gelten soll.<sup>2</sup> Im Modell kommt der Handlungsaspekt menschlicher Kommunikation gar nicht vor, denn Sender und Empfänger sind hier nur Leerstellen für Interpretieren von Codes. Zu den Zwecken von Kommunikation wird nichts gesagt. Handlungen als Handlungen werden aber wesentlich über die mit ihnen verfolgten Zwecke identifiziert. Deshalb können im Sender-Empfänger-Modell bestenfalls Informationshandlungen als kommunikative Handlungen durchgehen, allerdings nur, wenn man beim Sender die entsprechenden Intentionen von vornherein unterstellt. Aus dem Modell ergeben sie sich nicht, denn unter dem Aspekt der Informationsübertragung sind alle Formen des Datenaustauschs gleichwertig, menschliche Kommunikationshandlungen so gut wie der nichtintentionale Datenaustausch zwischen Rechnern. Folglich sind Handlungsintentionen im Modell irrelevant und zu vernachlässigen, was im Umkehrschluss heißt, dass Handlungen und damit auch kommunikative Handlungen mit ihm nicht modelliert werden können. Könnte man aber nicht sagen, kommunikative Handlungen seien Handlungen mit Informationsabsicht? Man hätte den allgemeinen Begriff der Handlung und die *differentia specifica* kommunikativen Handelns – was will man mehr? Das Problem ist, dass sich die wichtigen Unterschiede verschiedener Typen kommunikativen Handelns so nicht erfassen lassen. Eine Idee, diesem Mangel abzuhelpen, wäre, verschiedene Typen von Information einzuführen, etwa solche über Tatsachen, Präferenzen und innere Zustände. Aber damit wäre nichts gewonnen: Zwar wären über einen Umweg die ‚alten‘ Unterscheidungen erfasst, aber nun als Unterscheidungen an einem vorausgesetzten ‚Wesen‘ – mit den entsprechenden Folgeproblemen und Unplausibilitäten. Insbesondere wären nun Informationsabsichten eine wesentliche Bedingung für Kommunikationshandlungen. Mag dies bei einigen Sprechhandlungstypen auch plausibel erscheinen („Es regnet“ informiert den Adressaten über eine Tatsache, „Reiche mir bitte das Salz“ über einen Wunsch), so wirkt es bei anderen Sprechhandlungen um so künstlicher: Haucht einer „Ich liebe dich“ – will er die Angebetete damit *informieren*, dass er sie liebt? Weist man jemanden zurecht, will man ihn dann *in Kenntnis setzen*, dass man bestimmte Dinge nicht tut? Schreit jemand vor Schmerz, will er *mitteilen*, dass er sich in einem bestimm-

---

<sup>1</sup> Man könnte sagen: Dass jede kommunikative Handlung einen Informationsaspekt beinhaltet, ist eine Art grammatische Behauptung der Art: „Jeder Stab hat eine Länge“.

<sup>2</sup> Dies ist nicht zu verwechseln mit der Angabe des konkreten propositionalen Gehaltes als einem unterscheidenden Merkmal von Sprechakten gleichen Typs.

ten seelischen Zustand befindet?

*Zweitens* kann das Modell nicht befriedigen, weil es immer schon einen gemeinsamen Rahmen voraussetzt, innerhalb dessen Sender und Empfänger kommunizieren, etwa eine gemeinsame Sprache. In Anwendung auf menschliche Kommunikationshandlungen schließt das geteilte Praxen, einen geteilten epistemischen und normativen Hintergrund und dergleichen mehr ein. Wenn man eine bloß deskriptive Theorie von Kommunikation innerhalb funktionierender Gemeinschaften anstrebt, dann sind diese Voraussetzungen an sich nicht problematisch. Sie werden aber zum Problem, wenn man berücksichtigt, dass dieser gemeinsame Rahmen nicht einfach gegeben ist und quasi vom Himmel fällt, sondern dass eine wichtige, wenn nicht die wichtigste Funktion von Kommunikation gerade darin besteht, einen solchen gemeinsamen Rahmen erst zu schaffen oder zu tradieren. Deshalb helfen auch solche Erweiterungen des Sender-Empfänger-Modells nicht weiter, die darauf hinauslaufen, die Leerstellen, die durch Sender und Empfänger bloß markiert sind, derart anzureichern, dass das Modell am Ende doch in der Lage ist, mehr als den bloßen Informationsaustausch zu erfassen. Damit würden die problematischen Voraussetzungen des Modells nur zu Eigenschaften der ‚Subjekte‘ der Kommunikation hypostasiert, aber nicht klarer herausgearbeitet.<sup>3</sup>

Damit hängt *drittens* zusammen, dass im Sender-Empfänger-Modell die Frage nach dem „Wozu“ von Kommunikation als geklärt vorausgesetzt wird. Man geht vom Faktum gelingender Kommunikation aus, ohne zu fragen, was es heißt, von gelingender Kommunikation zu sprechen. Für eine philosophische Theorie menschlicher Kommunikation sind diese Fragen aber von besonderem Interesse, weil es gerade um die Präsuppositionen und die Bedingungen unserer Praxisformen und ihres Gelingens geht und damit auch eine Antwort auf die Frage nach dem Zweck und der Funktion dieser Praxisformen in einer humanen Welt einschließt. Entsprechend müssen die Begriffsbildungen anders ausfallen als in einer eher technischen Theorie der Kommunikation, insbesondere sollte die Frage nach deren Funktion in Gemeinschaften einen zentralen Platz einnehmen und klarer herausgestellt werden. Letztendlich sollte eine solche Theorie auch erklären können, warum die vom Sender-Empfänger-Modell gemachten Voraussetzungen normalerweise erfüllt sind und was dies bedeutet.

## 1.2 Kommunikation und Gemeinschaft

Man kann hier an Karl Bühlers Kritik der Wundtschen Sprachauffassung anknüpfen: Wundt verfehle „das Ganze der Sprache“, weil er die Frage nach dem Sinn der individuellen Ausdrucksbewegung nicht stellt (vgl. Bühler 1978, §4). Die Antwort, dass sie der Kundgabe innerer Vorgänge dienen, greift zu kurz. Man

---

<sup>3</sup> Dieses Vorgehen findet man in vielen naturalistischen und mentalistischen Theorien – um ein Beispiel zu nennen, in Chomskys „cartesischer Linguistik“ und der Rede von „mentalinen Organen“, die allen Menschen angeboren wären und die Basis der gemeinsamen Sprachverwendung bilden sollen (vgl. N. Chomsky *Cartesian Linguistics*, 1966 und *Rules and Representations*, 1980). Auch der Intentionalismus in der Kommunikations- und Bedeutungstheorie leidet unter einem ähnlichen Vorgehen.

muss fragen: Wozu diese Kundgabe? Wem wird etwas kundgegeben? Wundts Theorie kommt mit den sprachlichen Phänomenen nicht zurecht, weil sie nur vom sich ausdrückenden Individuum her schaut, und dabei nicht zur Kenntnis nimmt, dass Kundgabe und Kundnahme korrelative Begriffe sind, d.h. immer nur im wechselseitigen Bezug sinnvoll verwendet werden können. Diese Sicht kontrastiert Bühler mit der Einsicht, dass semantische Einrichtungen im Dienste eines geordneten Gemeinschaftslebens stehen. Sie kommen nicht als ein nebensächliches Moment zu einem schon bestehenden Gemeinwesen hinzu, sondern sind konstitutiv für dieses. Gemeinschaften<sup>4</sup> zeichnen sich vor bloßen Ansammlungen von Individuen dadurch aus, dass das sinnvolle Verhalten der Glieder der Gemeinschaft einer gegenseitigen Steuerung unterliegt. Gerade das ist die Funktion von Kommunikation: die gegenseitige Steuerung der Glieder einer Gemeinschaft. Denn ist die Gemeinschaft hinreichend komplex, so reicht die wortlose, direkte gegenseitige Steuerung in der gemeinsamen Wahrnehmungssituation bezogen auf einen gemeinsamen Richtpunkt (Beispiele dafür wären das Ausweichen im Straßenverkehr oder die gemeinsame Jagd auf eine sichtbare Beute) nicht hin, es bedarf vermittelnder semantischer Einrichtungen, es bedarf einer Sprache, also der Möglichkeit symbolisch vermittelter gegenseitiger Einflussnahme.

Bühlers Einsicht, dass die gegenseitige Steuerung der Mitglieder einer Gemeinschaft das Grundphänomen der Semantik ist, kann man weiter fassen: Wenn Gemeinschaften sich vor zufälligen Ansammlungen von Individuen gerade durch deren gegenseitige Steuerung auszeichnen, dann ist die gegenseitige Steuerung der Individuen nicht nur das Grundphänomen von Kommunikation, sondern es ist die Quelle von Kommunikation überhaupt. Doch umgekehrt gilt auch: Kommunikation ist gemeinschaftskonstitutiv, oder, um es mit anderen Worten zu sagen, Kommunikation ist eine Bedingung der Möglichkeit von Gemeinschaften. Das in dreierlei Hinsicht:

*Erstens* gibt es ohne *direkte Kommunikation* keine Absprachen, keine Vereinbarungen, keine *expliziten* Regeln, an denen sich die Individuen orientieren können, d.h. keine Koordination<sup>5</sup> ihres Handelns, keine Kooperation und keine Arbeitsteilung, keine gemeinsamen Interessen und Handlungspläne, keine Möglich-

---

<sup>4</sup> Hier wie im folgenden soll der Begriff der Gemeinschaft im Kontrast zu dem der Gruppe, einer nach bloß ‚äußeren‘ Merkmalen zusammengefassten Ansammlung von Individuen, gebraucht werden. Dabei geht es um den ‚inneren‘, handlungsrelevanten Zusammenhang von Gruppen – nicht jede Gruppe bildet auch eine Gemeinschaft. Dabei zeichnet sich eine Gemeinschaft nicht notwendig durch gemeinsame Ziele, gemeinsame Herkunft o.ä. aus, wohl aber durch geteilte Voraussetzungen und strukturelle Merkmale, die kollektives Handeln ermöglichen. Insofern ist das Titelwort ‚Gemeinschaft‘ nicht mehr als das begriffliche Korrelat kollektiver Handlungen bzw. von Kooperation. Insbesondere beinhaltet der hier verwendete Begriff der Gemeinschaft nicht, dass ihre Mitglieder einander besonders nahe stehen, ihre Interessen weitgehend harmonieren, sie gemeinsame Ziele anstreben o.ä., ebenso wenig wie der Begriff der Kooperation bereits gemeinsame Handlungspläne, Konfliktfreiheit usw. voraussetzt.

<sup>5</sup> Hier sind verschiedene Ebenen und Formen der Koordination zu unterscheiden. Mir geht es hier nicht um einen Basisbegriff einer möglichen Theorie der Sprache und Bedeutung (wie etwa D. Lewis in *Conventions*), sondern um die Art der Koordination von Handlungen, die sich gerade nicht über Gewohnheiten und Tradition einschleift. Zu den notwendigen Unterscheidungen s. Stekeler-Weithofer 2000.

keit des friedlichen Interessenausgleichs. Gemeinschaften zeichnen sich dadurch aus, dass es eine nicht bloß zufällige Koinzidenz der Handlungsweisen ihrer Mitglieder gibt, sondern dass diese mehr oder minder absichtlich herbeigeführt wird und werden muss. Zwar mögen sich bestimmte handlungsleitende Orientierungen und stützende Institutionen zufällig ergeben haben, ihre Aufrechterhaltung ist aber alles andere als zufällig, sondern muss sozusagen gegen die Entropie aufrechterhalten werden, die durch das individuell zweckrationale Handeln bewirkt wird. In diesem Sinne ist Kommunikation eine ganz elementare Voraussetzung von Gemeinschaften. Denn gemeinsame Ziele, geteilte Regeln und Normen und dergleichen mehr sind ja nicht einfach gegeben, sondern werden von den Menschen hervorgebracht, *indem* sie sich in ihren Verrichtungen und zunächst zu praktischen Zwecken kommunikativ miteinander ins Verhältnis setzen. Gemeinsame Handlungsziele sind aus dieser Perspektive ein *Resultat* der Verständigung über Wünschenswertes, Realisierbares, verfügbare Mittel, mögliche Arbeitsteilungen und die Verteilung der Aufgaben auf die Personen, wie auch der Bewertung von schon vollzogenen Handlungen.

*Zweitens* hat Kommunikation auch auf einer ‚tieferen‘ Ebene eine gemeinschaftsstiftende Funktion, denn die Koordination von Handlungen, die Vereinbarung gemeinsamer Ziele präsupponiert einen *gemeinsamen Bezugsrahmen* der Individuen, eine gemeinsame Sprache und damit ein ganzes Bündel von geteilten Urteilen und, nicht notwendig explizitem, Orientierungswissen – wenn man so will ein in Grundzügen geteiltes Weltbild. Dabei sind in erster Linie nicht die expliziten und/oder theoretischen Aussagen ins Auge zu fassen, sondern eher die ‚unterirdischen‘, praktischen Übereinstimmungen, etwa darin, was als wirklich zählt, welche Gegenstände es gibt und welche nicht und wie man mit diesen zweckmäßig umgeht, wer als Person zählt und wie jemand beschaffen sein muss, der zur Gemeinschaft gehört, was ‚zulässige‘ Gefühle und Präferenzen sind, welche Regeln gelten, welche Institutionen anerkannt werden usw. Ohne solche Übereinstimmungen kann man nicht sinnvoll von Gemeinschaften sprechen, denn diese zeichnen sich gerade durch einen solchen gemeinsamen Orientierungsrahmen aus, der es ihren Mitgliedern ermöglicht, sich zurechtzufinden und sinnvoll zu handeln. Im Unterschied zur expliziten, direkten und absichtlichen Koordination individueller Handlungen und Zwecke vollzieht sich die Herstellung solcher gemeinsamer Gewissheiten meist nicht absichtlich, sondern sie sind gewissermaßen ein Nebenresultat der Kommunikation zum Zweck der direkten Handlungskoordination. Zugleich ist ihre Existenz aber auch eine Voraussetzung von Kommunikation.

Ein *Nebenresultat* der Kommunikation sind solche Übereinstimmung insofern, als in der Kommunikation die Weltsicht und der Wertehorizont der Mitglieder einer Gemeinschaft homogenisiert werden. Will man mit anderen kommunizieren, dann muss man die üblichen Kategorisierungen und Begrifflichkeiten benutzen, den anerkannten (im weitesten Sinne sprachlichen) Normen und Regeln weitgehend folgen oder wenigstens auf diese Bezug nehmen.<sup>6</sup> Der Zwang zur

---

<sup>6</sup> Das gilt natürlich auch für nichtverbale Kommunikation, sofern das Gelingen von Kommunikati-

Verständlichkeit führt zusammen mit der Neigung zur Bequemlichkeit, d.h. einer Art Ökonomieprinzip des Denkens und Sprechens und durch die Art und Weise, wie wir Sprache erlernen (etwa erlernen wir Begriffe immer im Zusammenhang von Sätzen, in denen sie benutzt werden, vgl. Quine 1980) zur Vereinheitlichung der Unterscheidungen und Regeln innerhalb einer Gemeinschaft, und damit zu einem gemeinsamen Universum von Gegenständen und zu gemeinsamen Weltbezügen (s.a. Davidson 1993).

*Voraussetzung* (oder wenn man will: Bedingung der Möglichkeit) von Kommunikation sind solche Gemeinsamkeiten, insofern wir uns die Welt nur durch die Einordnung der Dinge unter Begriffe und Schemata (kognitiv) aneignen können, weshalb Wahrnehmung und Erkenntnis durch die kollektiv geteilten Begriffe und Unterscheidungen strukturiert und ‚gefiltert‘ werden.<sup>7</sup> Das reicht bis in unser Gefühlsleben: Ohne die entsprechenden Unterscheidungen und diesen zugeordnete sprachliche Ausdrücke haben wir bestimmte Gefühle nicht.<sup>8</sup> Würden die Mitglieder einer Gemeinschaft nicht über einen solchen gemeinsamen Begriffsapparat verfügen, wären sie nicht mehr handlungsfähig. Der alltägliche Gebrauch dieser Begriffe und Unterscheidungen in der Kommunikation erzeugt das Gefühl ihrer Alternativlosigkeit und Selbstverständlichkeit. Und sie sind in gewisser Weise auch alternativlos, wenngleich sie im Einzelnen durchaus auch anders ausfallen können. Die gewohnten Begrifflichkeiten reproduzieren sich, indem sie die Normen der Verständlichkeit setzen, und sorgen so auch für die Kontinuität von Gemeinschaften. Umgekehrt bestimmen die in der (Kommunikations-)Gemeinschaft tradierten Unterscheidungen zugleich die möglichen Inhalte der Kommunikation.

So werden auch die Kriterien der moralischen Beurteilung von Handlungen kommunikativ festgelegt oder stabilisiert. Denn es gibt keine moralischen Normen, die ein Individuum nur für sich akzeptieren und einsam auf die konkreten Fälle anwenden kann. Vielmehr beziehen diese Normen ihre Kraft aus kollektiv geteilten Urteilen über bestimmte (ideale) Musterbeispiele richtigen oder unrichtigen Handelns sowie deren Rechtfertigung, aus geteilten Urteilen darüber, welche Gründe eine Person für ihre Handlungen haben darf und welche nicht, aus Urteilen darüber, in welchen faktischen oder vorgestellten Situationen welche Handlungsweisen zulässig oder richtig sind und welche nicht. Dabei werden nicht un-

---

on immer einen gemeinsamen Bezugsrahmen voraussetzt. Und es heißt nicht, sich die Sprecher *explizit*, etwa aus *Zweckmäßigkeitüberlegungen* oder in Anwendung einer (internen) Bedeutungstheorie, auf diese gemeinsamen Unterscheidungen und Regeln berufen, und auch nicht, dass Überlegungen zur Zweckmäßigkeit der Verwendung gemeinsamer Kommunikationsmittel zur Erklärung ihrer Konventionalität taugen.

<sup>7</sup> Siehe dazu die Untersuchungen W. v. Humboldts (*Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*), die These des linguistischen Relativismus von Sapir/Whorf (B. L. Whorf: *Sprache – Denken – Wirklichkeit*), die Arbeiten der Schule der inhaltsbezogenen Grammatik Leo Weisgerbers, aber auch Kuhns Begriff des Paradigmas, die damit verbundenen Weltansichten und seine Inkommensurabilitätsthese (*The Structure of Scientific Revolutions*).

<sup>8</sup> Gefühle sind in einem weit höheren Maße ‚Kulturprodukte‘, und müssen entsprechend erlernt werden, als dies gewöhnlich angenommen wird. Wie weit sie von natürlich-animalischen Dispositionen oder Antrieben entfernt sind, macht man sich am leichtesten am Beispiel einer so elementaren und unnachgiebig wirkenden Regung wie dem Ekel deutlich.

abhängig geltende Normen nur konstatiert, sondern im normativen Dialog über Beispiele der Anwendung werden sie als geltend anerkannt oder als ungültig verworfen, bestimmte Fälle als typische Anwendungsfälle einsortiert und andere als Fälle bestimmt, in denen die Norm nicht zur Anwendung kommen kann.<sup>9</sup>

Man beachte, dass die entsprechende ‚normative Kommunikation‘ keine bloß akademische Angelegenheit ist. Sie findet überall da statt, wo sich jemand empört, etwas verurteilt oder würdigt, das Geschick oder Ungeschick einer Handlung lobt und dergleichen mehr. Ein Großteil unserer alltäglichen Kommunikation ist in diesem Sinne normative Kommunikation, nämlich immer dann, wenn wir berichten, was diese und jene getan haben, ob sie das nicht besser unterlassen hätten, oder bloß nicht konsequent genug waren usw., kurz, wenn wir uns über Alltägliches austauschen oder ganz einfach tratschen. Im gemeinsamen Urteil über andere Personen bzw. deren Handlungen erkennen wir immer auch Normen und Wertvorstellungen an und bestätigen diese als gültig. Im Gespräch über Personen und Ereignisse synchronisieren wir so nicht nur unsere Weltbilder, sondern auch unseren normativen Hintergrund. Es gibt kaum Kommunikation ohne die Betätigung normativer oder sogar im engeren Sinne moralischer Urteile. Und umgekehrt haben wir Sicherheit im Urteil und in der Bewertung nur soweit, wie diese gemeinsamen Kriterien und Unterscheidungen, die kollektive Urteilspraxis, reicht.

Dies gilt nicht nur für Normen der sozialen Welt, sondern in vielen Fällen auch für die Normen der Richtigkeit technischen Handelns, die in weit höherem Maße naturunabhängig sind, als man zunächst glauben möchte. Zum Beleg nur einige Beispiele: Wohin wird die Briefmarke geklebt? Auf welcher Seite wird das Lenkrad angebracht? Wonach bemisst sich die Spurweite der Eisenbahn?

*Drittens* bestehen Gemeinschaften nicht unabhängig vom oder neben dem individuellen Handeln, sondern werden in diesem realisiert. Kommunikation ist deshalb auch vermittelt über die *individuelle Handlungskompetenz* eine Bedingung der Möglichkeit von Gemeinschaften. Denn nicht nur die Möglichkeit des kollektiven, sondern auch die des individuellen Handelns hängt von kommunikativ hervorgebrachten bzw. stabilisierten Handlungsschemata ab, von kollektiv geteilten Maßstäben der Bewertung der Handlungsrichtigkeit und des Handlungserfolgs. Handlungen sind wesentlich intentional, im Unterschied zu Widerfahrnissen, bloßem Verhalten oder quasi automatischen Reaktionen auf die Umstände. Intentionen können als ideelle Vorwegnahme der *Erfüllungsbedingungen* von Handlungsplänen aufgefasst werden. Diese setzt eine symbolische, meist sprachliche, Repräsentation der Ziele, Mittel, Bedingungen und Alternativen des jeweiligen Tuns voraus – die Möglichkeit der Handlung steht dem Individuum demnach nur dort zu Gebote, wo es an gemeinsamen Unterscheidungen teilhat und die diesen zugrundeliegenden gemeinschaftlichen Handlungsschemata und Praxisformen und deren Regeln und Normen beherrscht. Ohne diese gibt es keinen Unterschied zwischen dem Erfolg und dem Misserfolg eines konkreten Tuns, zwischen richtig und falsch, weder im technischen noch auch im moralischen Sinne, und ohne die

---

<sup>9</sup> Insofern ist die Kasuistik für unser tatsächliches moralisches Urteilen von größerer Bedeutung, als in den gängigen, an Verallgemeinerungsprinzipien und universalen Grundsätzen orientierten Moraltheorien eingeräumt wird.



Möglichkeit einer solchen Bewertung gibt es auch keine Handlungen (qua Aktualisierung eines Handlungstyps). Ob ein konkretes Tun a) als Handlung dieses oder jenes Handlungstyps, b) als richtig oder falsch beurteilt wird, ist nun wiederum nicht allein von den Absichten und dem Urteil des Ausführenden abhängig und demnach auch keine Sache der einsamen Beurteilung durch ein Individuum, sondern Gegenstand von im erläuterten Sinne kollektiven Urteilen.<sup>10</sup> Sehr deutlich wird dies im Falle der Beurteilung einer Handlung unter moralischen Kategorien.

Ich fasse kurz zusammen: Kommunikation ist der Kitt und die Voraussetzung von Gemeinschaften, indem sie die Koordination der individuellen Handlungen möglich macht und für den dafür notwendigen Hintergrund gemeinsamer Orientierungen sorgt. Ich schlage daher folgenden Begriff von Kommunikation bzw. des kommunikativen Handelns vor: *Kommunikation* (oder *kommunikativ*) sind die menschlichen Handlungen des sozialen Verkehrs, welche in der einen oder anderen Weise die Herstellung, Festigung oder Aufrechterhaltung von Gemeinschaften bewirken oder darauf abzielen und die sprachlich ausgeführt werden können.

Ergibt sich die Notwendigkeit von Kommunikation aus der Arbeitsteilung in Gemeinschaften, so liegt darin zugleich die Wurzel möglicher Kommunikationsprobleme. Die Arbeitsteilung und die damit verbunden soziale Differenzierung, die Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Subgruppierungen einer Gemeinschaft und das Auseinanderstreben der individuellen Interessen, nicht zuletzt die sprachliche Arbeitsteilung stellen ernsthafte Kommunikationshindernisse dar und machen Kommunikation manchmal beinahe unmöglich. Die Aufspaltung der Gemeinschaft in Gruppen bringt verschiedene Normen, Werthintergründe usw. hervor. Daraus resultierende konfligierende Interessen werden oft wahrgenommen, als spräche man verschiedene Sprachen. Es ist daher kein Wunder, wenn die Kommunikation mit der fortschreitenden technischen und sozialen Arbeitsteilung und der damit verbundenen Fragmentierung des gemeinsamen epistemischen und normativen Hintergrundes einer ehemals relativ homogenen, etwa durch eine Religion verbundenen, Gemeinschaft sowohl als praktisches als auch als theoretisches Problem sichtbar wird. Auch das räumliche und zeitliche Näherrücken verschiedener Kulturen durch moderne Verkehrsmittel und Medien schärft das Bewusstsein für diese Fragen. Angesichts brüchiger werdender traditioneller Bindungen wächst die Einsicht, dass sich Gemeinschaften nicht ‚naturwüchsig‘ im Selbstlauf herstellen, sondern dass deren Konstitution eine ständig neu zu bewältigende Aufgabe ist, deren wichtigstes Mittel Kommunikation ist.<sup>11</sup>

Das führt in einen fundamentalen, nichttrivialen ‚Zirkel‘ von Kommunikation und Gemeinschaft, der sich auf der Ebene der konkurrierenden Theorien der Kommunikation als Dilemma darstellt. Haben wir einerseits die Notwendigkeit der kommunikativen Herstellung von Gemeinschaften, so ist andererseits eine

---

<sup>10</sup> Ohne dies hier ausführen zu wollen, kann die Behauptung der Abhängigkeit individuellen Handelns von kollektiven Praxen und Handlungsweisen auf eine Variante des Privatsprachenarguments für das Regelfolgen zurückgeführt werden.

<sup>11</sup> Das ist freilich keine neue Erkenntnis, man schaue sich nur die rituellen Praktiken verschiedener Glaubensgemeinschaften an, die ja der symbolischen Bestätigung der Gemeinschaft und der Zugehörigkeit zu ihr dienen.

funktionierende Gemeinschaft notwendige Bedingung gelingender Kommunikation. Denn ein wesentliches Bestimmungsstück von Kommunikation ist die Möglichkeit des Verstehens. Verstehen ist aber nur vor dem Hintergrund gemeinsamer Praxen und Orientierungen und entsprechend geteilter Urteile, d.h. vor dem Hintergrund einer Gemeinschaft möglich, wie in der folgenden Diskussion der Paradigmen der Kommunikationstheorie noch deutlich werden wird. Gemeinschaften sind Resultat und Voraussetzung von Kommunikation, und umgekehrt ist Kommunikation Voraussetzung und Resultat von Gemeinschaften.

## **2 Zwei Paradigmen der Theorie des kommunikativen Verstehens**

Eine Vermutung, die im folgenden untermauert werden soll, ist, dass wenigstens einige der Schwierigkeiten der philosophischen Theorie des kommunikativen Verstehens darauf beruhen, dass jeweils besondere Aspekte von Kommunikation in den Mittelpunkt gerückt und verallgemeinert werden, ohne den Rahmen der Fragestellung, nämlich die Frage der (Konstitution von) Gemeinschaft, hinreichend zu berücksichtigen. Ich will deshalb einige mögliche Perspektiven und Intuitionen hinsichtlich kommunikativen Handelns grob in Erinnerung rufen, und, wenngleich nur skizzenhaft und gegeneinander kontrastiert, die Paradigmen der Kommunikationstheorie, die diese Intuitionen erfassen, kurz darstellen. Insbesondere soll gezeigt werden, wie diese konkurrierenden Positionen ihr Gegenstück jeweils voraussetzen, womit sie, sofern sie nicht vereinbar sind oder unvereinbar erscheinen, in ein Dilemma führen: Es sind gegensätzliche Positionen, die einander bedingen.

Ein Musterfall menschlicher Kommunikation ist der, in dem einer dem anderen etwas mitteilt. X spricht mit Y, ich spreche mit dir. Aus diesem Standardfall ergeben sich, je nachdem, worauf man das Gewicht legt, verschiedene intuitiv plausible Gesichtspunkte, unter denen Phänomene der Kommunikation betrachtet werden können.

- (1) Eine Sprechhandlung kann man unter der Perspektive des Sprechers und der des Hörers betrachten. Aus der Perspektive des Sprechers spielen die Absichten, mit denen etwas geäußert wird, eine andere Rolle, als aus der Perspektive eines Hörers, dem diese Intentionen ja nur über die Äußerungen bzw. das Verhalten des Sprechers zugänglich sind. Man kann die Perspektive des Sprechers mit der des handelnden Individuums, die des Hörers mit der des Beobachters, des Dritten bzw. der Gemeinschaft parallelisieren.<sup>12</sup>

---

<sup>12</sup> Man müsste hier weiter unterscheiden zwischen einem Hörer und dem direkt Angesprochenen oder Adressaten – der Adressat ist nicht einfach nur Beobachter, sondern ebenfalls ein Akteur, ein Kommunikationsteilnehmer. Als *prinzipielle* ist diese Differenz bezogen auf das Ganze des (kommunikativen) Handelns aber ohnehin obsolet – es gibt keinen von jeder möglichen Teilnehmerperspektive unabhängigen Beobachterstandpunkt. Vielmehr handelt es sich bei der Unterscheidung von Hörer und Adressaten um einen relativen Unterschied innerhalb der Gemeinschaft der potentiellen Kommunikationsteilnehmer, dessen Kriterium die direkte Einbindung in eine kommunikative Handlung ist und die entsprechend mit je verschiedenen, nicht notwendig expliziten, Kenntnissen bedeutungsrelevanter Kontextparameter einhergeht. Besonders deutlich wird dieser Unterschied im Falle nichtverbaler Kommunikation: der in eine Interaktion schon einbezogene Adressat versteht die Äußerungen qua Teilhandlungen einer Interaktionsgeschichte

- (2) Sprechen ist Handeln. Dabei kann man die Handlung selbst und ihre Resultate unterscheiden. Es ist klar, dass der Sprecher auf bestimmte Resultate hin handelt, aber ebenso klar ist, dass dabei etliches misslingen kann, denn die Resultate einer Handlung stehen nicht vollständig in der Macht des Akteurs. Nicht nur deshalb kann dasselbe Tun in Abhängigkeit von möglichen unterschiedlichen Perspektiven als je verschiedene Handlung identifiziert werden. Der Sprecher weiß, welche Handlung er vollziehen will, er kennt seine Intentionen. Und diese sind für eine Handlung konstitutiv – ohne Verständnis des eigenen Tuns gibt es keine Handlungen. Das „Ich tue hiermit *h* (und nicht etwa *g*)“ gehört zu den Bedingungen, dass einer *h* (und nicht etwa *g*) tut. (Das Kantsche „Ich denke“, das jede Vorstellung muss begleiten können“ gilt ganz analog für beliebige Handlungen *h* als Handlungen: „Ich tue *h*“ muss jede *Handlung* begleiten können.“)<sup>13</sup> Für den Hörer sind dagegen die tatsächliche Durchführung, der Kontext und die Resultate der Handlung des Sprechers interessant, denn nur darüber kann er bestimmen, welche Handlung vollzogen wurde, d.h. zu welchem Handlungstyp das Tun des Sprechers gehört. Hat der Akteur Fehler gemacht oder sind die Umstände nicht passend, dann kann er zwar glauben, *h* getan zu haben, für den Hörer stellt sich sein Tun aber als ein *g*-Tun dar.
- (3) Kommunikatives Handeln ist auf Verstehen hin angelegt. Hierbei kann man unterscheiden zum einen das Verstehen der Handlungsabsicht des Sprechers, zum anderen, im konkreten Fall des Sprachverstehens, das Verstehen der Äußerung selbst. Um zu einem Verständnis zu gelangen, ergeben sich aus den verschiedenen Perspektiven unterschiedliche Herangehensweisen. Zum einen aus der subjektiven Perspektive des Sprechers: *Ich* habe die *Absicht*, etwas mitzuteilen. Dazu benutze ich Mittel, von denen ich *glaube*, dass sie geeignet sind, dich verstehen zu lassen, was ich dir mitteilen will. Deutest du das, was ich sage, richtig, dann hast du mich verstanden. Zum anderen aus der Perspektive des Hörers, oder allgemeiner: des Publikums, dem zunächst nur die Resultate des Handelns zugänglich sind. Hier liegt der Schwerpunkt darauf, zu verstehen, welchem Handlungstyp das Tun zuzuordnen ist, oder auch: welcher Regel es folgt. Über

---

anders (oder ‚besser‘) als der bloße Beobachter. Zu unterscheiden von dieser, bezogen auf die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft, internen Differenz ist eine externe Beobachterperspektive, etwa unter dem Gesichtspunkt der „sensorischen Reizungen der Körperoberfläche“ (vgl. Quine 1980). Die Frage ist, ob und welches Gewicht dieser Aspekt für das Verständnis von Kommunikation hat – es liegt nahe, dass seine Überbetonung zu einem „Verstehensskeptizismus“ führt, wie jeder individualistische Ausgangspunkt, der, sozusagen nachträglich, durch einen komplexen Apparat von „Interpretationsregeln“, „Rationalitätsunterstellungen“ und „Kommunikationsmaximen“, die wiederum individuell angewandt werden, ausgeglichen werden muss. Im Glauben, dass eine solche individualistische Position voraussetzungsarm sei, jedenfalls sparsamer als eine, die Gemeinschaften von vornherein ins Kalkül zieht, liegt eine der Quellen der Dilemmata der Kommunikationstheorie.

<sup>13</sup> Für die spätere Diskussion ist wichtig, dass damit auch die Beherrschung bestimmter sprachlicher Formen, der Benennung von Handlungstypen bzw. -schemata, vorausgesetzt ist.

das Verstehen eines konkreten Tuns als Handlung bestimmten Typs können dann auch die Absichten des Sprechers erschlossen bzw. diesem *zuge-schrieben* werden. Entsprechend gibt es hier auch zwei verschiedene Bewertungen der ‚Richtigkeit‘ des Verstehens: Aus der Sprecherperspektive wird die Angemessenheit der Folgehandlungen des Hörers beurteilt; aus der Perspektive des Hörers wird die ‚Passung‘ der Zuschreibung mit dem sonstigen sprachlichen und nichtsprachlichem Verhalten und entsprechenden Zuschreibungen beurteilt.

- (4) Entsprechend werden unterschiedliche Begriffe sprachlicher Bedeutung gebildet. Zum einen ausgehend von den Sprecherintentionen: Was eine Äußerung bedeutet, hängt davon ab, was der Sprecher meint, d.h. was er zu verstehen geben will. Zum anderen aus der Perspektive einer Gemeinschaft: Was ein Ausdruck bedeutet, hängt ab vom üblichen Gebrauch, der von diesem Ausdruck gemacht wird bzw. von der Möglichkeit, einen ungewohnten Ausdruck auf der Grundlage des üblichen Gebrauchs zu verstehen. (Sprecherbedeutung und Äußerungsbedeutung)

*Als Theorien* gefasst geraten diese beiden Perspektiven miteinander in Konflikt. Man könnte diese Perspektiven als die individualistische und die kollektivistische bzw. gemeinschaftsbezogene bezeichnen. Jede erfasst wichtige Intuitionen des kommunikativen Handelns, jede favorisiert unterschiedliche Bestimmungsstücke eines Begriffs von Kommunikation, und beide beziehen sich auf verschiedene Musterbeispiele. Vor allem zwei Positionen sind hier interessant: das intentionalistisch-instrumentalistische Programm und das konventionalistisch-regelbasierte. Es sind sicher noch andere als diese beiden Positionen denkbar, aber es handelt sich wohl um die systematisch wichtigsten, weil sie in gewisser Weise die uns möglichen Standpunkte abdecken: die des Individuums und die der Gemeinschaft bzw. des Kollektivs.

Man kann beide Unterscheidungen überkreuzen: Intentionalismus vs. Konventionalismus und Individualismus vs. Kollektivismus. Es ergäben sich dann folgende Richtungen: individualistischer und kollektivistischer Intentionalismus sowie individualistischer und kollektivistischer Konventionalismus. Der individualistische Konventionalismus könnte als Erfolgsbedingung von Sprechhandlungen das Vorhandensein von bestimmten Sprecherintentionen und -dispositionen postulieren, z.B. die Aufrichtigkeitsbedingung. So macht es Searle in *Sprechakte*, während D. Lewis' Ansatz den Individuen eine Orientierung ihres Handelns an Rationalitätskriterien unterstellt, d.h. den *homo oeconomicus* und damit auch bestimmte, quasi-konventionale individuelle Verhaltenserwartungen voraussetzt. Dagegen orientiert sich ein kollektivistischer Konventionalismus an öffentlich zugänglichen Kriterien: Es zählen nur die Dinge, die sich im Verhalten der Sprecher öffentlich manifestieren. Was ‚im Kopf‘ des Sprechers vorgeht, ist irrelevant. Das ist von Savignys Position in *Zum Begriff der Sprache*. Einen individualistischen Intentionalismus könnte man Meggle zuschreiben. Ein kollektivistischer Intentionalismus wäre denkbar als Position, die allen Individuen gemeinsame, anthropologisch oder naturalistisch gefasste, etwa auf Kooperation ausgerichtete, Intentionen zur Basis gemeinsamen Handelns und des (nicht nur sprachlichen) Verstehens erklärt, d.h.

die individuelle Intentionen ‚sozialen‘ Inhaltes als irreduzibel und allgemein voraussetzt.<sup>14</sup> Man könnte dies mit weiteren Unterscheidungen kombinieren, etwa bezogen auf Handlung und Resultat, darauf, ob der Sprecher oder der Hörer das in Fragen des richtigen Verständnisses letzte Wort hat usw. Auch wenn diese Unterscheidungen nicht immer unabhängig voneinander sind, so ist es doch möglich, hier eine Art Typologie möglicher Kommunikationstheorien aufzustellen. Dennoch erscheinen weder der individualistische Konventionalismus noch der kollektivistische Intentionalismus besonders plausibel, weil sie, wenigstens auf den ersten und zweiten Blick, inkonsequent sind. Die individualistische Konventionalismus deshalb, weil Konventionen eine öffentliche Angelegenheit darstellen und darstellen müssen, sonst könnten sie eben nicht als Konventionen, als für jeden Teilnehmer einer Praxis in gewissen Maße verbindliche Normen ‚richtigen‘ Handelns und Verstehens, fungieren. Sind die entsprechenden Intentionen eines Sprechers aber nicht öffentlich, dann tragen sie zum Verstehen nichts bei, ihre Annahme ist, wenigstens für diese Frage, überflüssig. Werden sie anhand ihrer Manifestation in öffentlichen, konventionalen Handlungen erst erschlossen bzw. dem Sprecher zugeschrieben, dann führt die Annahme, ihre Kenntnis sei eine notwendige Bedingung des Verstehens bzw. das Verstehen bestünde gerade in der Erkenntnis dieser Intentionen, in einen Zirkel. Der kollektivistische Intentionalismus ist unbefriedigend, weil er das interessierende Phänomen, nämlich kollektiv geteilte Intentionalität, einfach postuliert, statt es zu erklären, und er wird zirkulär, falls es gute Gründe gibt anzunehmen, dass kollektive Intentionalität wenigstens rudimentär gemeinsames Handeln voraussetzt. Nur der ‚kollektivistische Konventionalismus‘ und der ‚individualistische Intentionalismus‘ scheinen folgerichtige und konsequente Positionen zu sein: Konventionen sind gemeinschaftliche Einrichtungen, die, sind sie einmal in der Welt, nicht von individuellen Intentionen abhängen. Und umgekehrt sind es zunächst nur die Individuen, die Intentionen haben können.

## 2.1 Intentionalismus

Die Perspektive des Sprechenden Individuums wird im Intentionalismus der Grice-Tradition systematisiert (s. dazu v.a. Meggle 1997). Kommunikatives Handeln ist in erster Linie Handeln; die Basis der Kommunikationstheorie ist demnach die Handlungstheorie. Jedes Tun kann zum kommunikativen Handeln werden, sofern der Akteur damit nur die richtigen, d.h. kommunikative, Absichten verfolgt. Gestik und Mimik, Sprache und Schrift, Ikonographie und Konfigurationen von Dingen – praktisch kann alles als Kommunikationsmittel dienen, indem es vom Sprecher mit Sinn aufgeladen, d.h. hier: mit der Absicht verwendet wird, einen Adressaten dazu zu bringen, etwas zu tun oder zu glauben, indem ihn der Sprecher seine Absicht erkennen lässt oder dies zumindest beabsichtigt. Damit ist ein wesentliches Merkmal kommunikativen Handelns benannt, nämlich dessen Offenheit. Man kann nicht kommunizieren, ohne die entsprechenden Absichten zu erkennen

---

<sup>14</sup> Hier wäre Searles *Die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit* und die dort postulierten „we-intentions“ zu nennen.

zu geben. Verstanden wird eine Handlung, indem deren subjektiver Handlungssinn, d.h. die Absicht des Akteurs hinter seinem Tun, im Falle sprachlicher Äußerungen also die Sprecherbedeutung, erkannt wird.<sup>15</sup> Dennoch liegt das primäre Ziel kommunikativen Handelns nach dem Intentionalismus nicht im Verstehen, sondern außerhalb der Kommunikation, wenngleich Kommunikation wesentlich aufs Verstehen zielt, nämlich als ein *Mittel* zur Erreichung des primären Handlungsziels. (Deshalb spricht man auch von *Instrumentalismus*: Kommunikation ist Mittel zum eigentlichen Zweck, entsprechend werden kommunikative Handlungen nach dem Modell der individuellen, zweckrationalen Handlung gedacht.)

Kommunikatives Handeln wird intentionalistisch wie folgt bestimmt (vgl. Meggle 1997, 36): Eine konkrete Handlung *f* ist ein Kommunikationsversuch, d.h. ein Versuch, dem Hörer etwas zu verstehen zu geben, wenn der Sprecher damit folgende Absichten verbindet:

- (1) Der Sprecher beabsichtigt mit seinem *f*-Tun zu erreichen, dass der Hörer etwas bestimmtes tut oder glaubt. (Das ist die *primäre Absicht* des Sprechers)
- (2) Der Sprecher beabsichtigt mit seinem *f*-Tun zu erreichen, dass der Hörer seine primäre Absicht erkennt, d.h. sein *f*-Tun als Kommunikationsversuch des und des Inhalts versteht.
- (3) Der Sprecher glaubt, dass der Hörer aufgrund der Erkenntnis seiner primären Absicht diese Absicht erfüllt, d.h. etwas bestimmtes tut oder glaubt.

Man könnte die Bedingungen der Reihe nach die *instrumentelle Bedingung*, die *Offenheitsbedingung* und die *Relevanzbedingung* von Kommunikation nennen. Mit kommunikativen Handlungen werden gemäß dem Instrumentalismus primär außerkommunikative Zwecke verfolgt. Da sie sich an andere Personen richten, sind sie demnach ein Mittel der direkten gegenseitigen Steuerung der Glieder einer Gemeinschaft. Die beabsichtigte Wirkung macht den Inhalt der Kommunikation aus. Um es in sprechakttheoretischen Begriffen zu sagen: Was zählt, sind die intendierten perlokutionären Effekte, und diese bestimmen letztlich auch die Äußerungsbedeutung. Der Sprecher mag sich konventionaler Mittel bedienen, aber als was die Äußerung zu verstehen ist, hängt nicht ab von der konventionellen Bedeutung des verwendeten Ausdrucks. (Bsp.: „Otto ist ein Esel“ bedeutet nicht notwendig, dass Otto tatsächlich ein langohriges Grautier ist, sondern was dieser Ausdruck im konkreten Kontext bedeutet, hängt nach intentionalistischer Auffassung davon ab, was der Sprecher meint – und das heißt, es hängt wesentlich davon ab, welches primäre Ziel der Sprecher verfolgt, etwa, wozu er den Hörer bewegen will.) Konventionale Mittel erleichtern die Kommunikation, aber sie gehören nach dem intentionalistischen Grundmodell nicht wesentlich zu ihr und bestimmen schon gar nicht die Bedeutung der Äußerungen. Kommunikative Handlungen lassen sich demnach nicht durch bestimmte Handlungstypen, etwa die konventionale

---

<sup>15</sup> Von Lügen oder anderen, gegenüber den ‚normalen‘ parasitären, Handlungen mit Täuschungsabsicht sei an dieser Stelle zwecks Fokussierung auf das Wesentliche abgesehen.

Verwendung von Zeichen, charakterisieren. Was sie vor anderen Handlungen auszeichnet, mit denen man jemanden dazu bringen kann, etwas zu tun oder zu glauben, ist ihre Offenheit. Denn Kommunizieren ist nicht einfach: etwas beim Adressaten zu bewirken, sondern dies auf bestimmte Art zu tun, nämlich indem man ihm seine Absicht *offen* zu erkennen gibt.

Besonders wichtig ist die dritte Bedingung, die Relevanzbedingung, denn damit wird die Spezifik des kommunikativen Handelns erfasst. Die Bedingungen (1) und (2) allein wären auch durch Drogengabe, Hypnose oder ähnliches zu erfüllen. Deshalb muss die kommunikative Handlung für die Erreichung des Ziels relevant sein, jedenfalls muss das der Sprecher glauben. Dies wird durch Bedingung (3) gesichert, denn mit dieser Bedingung geht es ins Reich der Gründe: Der Hörer soll etwas aufgrund einer Einsicht tun oder glauben, nämlich aufgrund der Einsicht, dass dies die Absicht des Sprechers ist. Das ist nicht gerade der beste Grund, etwas tatsächlich zu tun oder zu glauben. Aber es ist ein kommunikativer Grund, und darauf kommt es hier an. Die Erkenntnis der Absicht des Sprechers bedeutet nun aber nichts anderes, als den Sprecher, d.h. seine Handlung zu verstehen. D.h. kommunikatives Handeln ist über das Verstehen vermittelt. Im Falle illokutionärer Effekte kommt es gerade auf diesen Punkt an: man erreicht das Ziel, indem man die Absicht kundtut. Ob dagegen die intendierten perlokutionären Effekte erreicht werden, das steht auf einem anderen Blatt (und jedenfalls nicht ohne weiteres in der Macht des Sprechers).<sup>16</sup>

Äußere ich den Satz „Bitte öffnen Sie das Fenster“ gegenüber einer des Deutschen mächtigen Person, dann erreiche ich damit vielleicht nicht, dass der Angesprochene das Fenster tatsächlich öffnet, also die Realisation meiner primären Absicht, aber ich erreiche meine kommunikative Absicht, nämlich ihn zu bitten, das Fenster zu öffnen, indem ich es sage. Sage ich: „Ich informiere Sie, darüber, dass *p*“, dann habe ich den Adressaten eben damit informiert, dass *p*. Es gilt das „Wunsch-Prinzip der Kommunikation“ (A. Kemmerling). Der Wunsch geht in Erfüllung, indem man ihn äußert, und umgekehrt gilt: würde der Sprecher seine Absicht nicht zu erkennen geben, dann könnte sie auch nicht erfüllt werden.

Aber: Das intentionalistische Modell hat genau an dieser wichtigen Stelle eine Lücke. Es sagt nichts darüber, wie und nach welchen Kriterien der Hörer die Absicht des Sprechers erkennen kann und was die Bedingungen des Verstehens einer Äußerung sind. Denn im Intentionalismus werden nur konkrete Einzelhandlungen

---

<sup>16</sup> Das Verhältnis illokutionärer und perlokutionärer Effekte ist nach wie vor ein strittiger Punkt. Gegeben die ‚richtigen‘ Machtverhältnisse, dann gehört z.B. die Erfüllung eines Wunsches infolge seiner Äußerung zu den ‚quasi-illokutionären‘ Effekten. (Bsp.: Ein General äußert in Gegenwart von Soldaten den Wunsch, das Fenster möge geöffnet werden. Wenn keiner der Soldaten das Fenster öffnet, wäre dann in der Frage des Generals, ob ihn denn keiner verstanden hätte, das Wort „verstehen“ falsch gebraucht? Oder hat der General gar keinen Wunsch geäußert, sondern ‚eigentlich‘ einen Befehl gegeben? Aber auch in diesem Fall stellt sich die Abgrenzungsfrage.) Da Kommunikationshandlungen immer in einem bestimmten sozialen Kontext stattfinden, lässt sich *empirisch* keine scharfe Grenze ziehen, so dass es immer wieder Zweifelsfälle geben wird. Dennoch ist die *begriffliche* Unterscheidung zwischen der illokutionären und der perlokutionären Dimension von Sprechakten für ein Verständnis kommunikativen Handelns und des Verstehens erhellend.

(token) ins Auge gefasst. Von Handlungstypen, Konventionen, Regeln und dergleichen mehr, die dem Hörer zum Verständnis verhelfen könnten, ist hier noch nicht die Rede. Der Grund dafür ist die Orientierung am Nominalismus, an der Annahme, dass nur konkrete Dinge, Ereignisse und Handlungen Realität hätten, oder ins Methodologische gewendet, dass nur diese den Anfang eines korrekten Theorieaufbaus bilden könnten. Im Hinblick auf die Erklärung sozialer Einrichtungen und Tatsachen folgt daraus die Haltung des methodologischen Individualismus: Konventionen, intersubjektiver Handlungssinn und damit Handlungstypen, gemeinschaftliche Praxisformen und Institutionen, überhaupt die Begriffe des Sozialen sollen ausschließlich mit Hilfe von Begriffen, die zunächst nur für Individuen definiert sind, bestimmt werden. Für Fragen der sprachlichen Bedeutung heißt dies, dass die Bedeutung einer konkreten Äußerung gegenüber der Bedeutung eines Äußerungstyps, sei diese nun konventional oder sonst wie bestimmt, primär ist, was die Unterstellung eines unmittelbaren und unproblematischen Zugangs der Sprecher zu den Sprecherabsichten einschließt.<sup>17</sup> Entsprechend schließt sich an die intentionalistische Kommunikationstheorie ein ganzes Programm an. So soll sprachliche Kommunikation unter Regeln und Konventionen auf einen allgemeinen Begriff der kommunikativen Handlungen zurückgeführt werden (spezielle Kommunikationstheorie), im Anschluss soll der Bedeutungsbegriff mittels Begriffen der intentionalistischen Kommunikationstheorie erklärt werden (Programm der intentionalistischen Semantik).

Mit dieser methodologischen Entscheidung ist auch die Charakterisierung des Sprechers verbunden: ein Sprecher ist ein konkretes, einzelnes Individuum, welches einem Hörer etwas zu verstehen geben will bzw. etwas meint. Dieser Punkt ist deshalb wichtig, weil gemäß der methodologischen Prämisse des Individualismus, wenigstens im Grundmodell, für das Funktionieren von Kommunikation nicht schon angenommen werden darf, dass der jeweilige Akteur und der jeweilige Adressat *typische* Sprecher bzw. kompetente Mitglieder einer *Sprachgemeinschaft* sind.

Unter diesen Voraussetzungen wird das Faktum gelingender Verständigung zum Rätsel: Wenn es für die Bedeutung einer Äußerung auf die Absichten des Sprechers ankommt und diese nicht konventional geäußert werden bzw. Konventionen und deren Beherrschung keine Rolle spielen, wie kann der Hörer die Sprecherabsichten dann erkennen? Wie kann er überhaupt erkennen, dass es sich um einen Kommunikationsversuch handelt? Wenn man, um ein Beispiel von Searle zu benutzen, auch mittels Möbelrücken kommunizieren kann (Searle 1971, 30f.), woher weiß ich dann, ob mir jemand damit etwas mitteilen will, oder ob er einfach nur Möbel rückt? Pfeift jemand, weil er guter Laune ist, oder weil er mir damit etwas zu verstehen geben will? Selbst wenn man unterstellt, dass wir irgendwie intuitiv in der Lage sind zu erkennen, *dass* ein Artgenosse mit uns kommunizieren will, wie können wir den Inhalt seines Kommunikationsversuches erkennen, wenn doch beliebige Handlungen als Kommunikationsmedium beliebiger In-

---

<sup>17</sup> Entsprechend ist mit intentionalistischen Theorien von Bedeutung und Kommunikation die These von der Autorität der ersten Person systematisch verbunden.



halte dienen können?<sup>18</sup>

Das ist natürlich nichts anderes, als die allgemeine Schwierigkeit, wie wir dazu kommen, in körperlichen Abläufen intentionales Handeln zu sehen. Dies ist nicht möglich, ohne dass wir diese so deuten, als aktualisierten sie Handlungsschemata bzw. Handlungstypen, über die der Akteur (und der Adressat bzw. Beobachter) verfügt, womit sie auch den entsprechenden Regeln und Bewertungen unterliegen. Denn wir können dem Akteur bzw. seinem Tun die entsprechenden Intentionen nur aufgrund dessen zuschreiben, was er für uns erkennbar tut, unter welche Regeln und Schemata wir sein Tun subsumieren können, d.h. welchen Handlungstyp wir in seinem Tun realisiert sehen. Ganz analog beim Sprechen: Ohne den Bezug auf Sprachregeln und Konventionen des üblichen Sprachgebrauchs wird es nicht gelingen, dem Sprecher sinnvoll bestimmte Absichten zuzuschreiben, die er mit seinem Tun verfolgt. Verstehen ist nur möglich, wenn es die entsprechenden sprachlichen Institutionen und eine geteilte Praxis schon gibt. Es funktioniert nicht, wenn der Hörer nur *erraten* kann und erraten muss, um was es geht, ohne über Regeln und die Möglichkeit der Nachprüfung, etwa durch Nachfrage, zu verfügen. Denn hier sind alle möglichen Deutungen offen: Nach dem intentionalistischem Grundmodell kann man im Grunde *alles mit allem meinen* (d.h. zu verstehen geben wollen), und das ist ein Konstruktionsfehler an den Fundamenten und kann nicht durch den Verweis auf speziellere Kommunikations-

---

<sup>18</sup> Hier könnte nun eingewandt werden, dass der für den Kommunikationsversuch relevante Kontext nicht notwendig Konventionen oder eine gemeinschaftliche Praxis einschließen muss. Der Intentionalist könnte etwa darauf bestehen, dass sich das fragliche Verhalten als Kommunikationsversuch ausweisen lässt, indem es durch die Zuschreibung bestimmter propositionaler Einstellungen als Kommunikationsversuch rationalisiert wird, z.B. im Sinne von Davidsons radikaler Interpretation. Damit ändert sich die Lage aber nicht wesentlich: es bleibt beim Erraten. Jedes Verhalten lässt sich als intentionales deuten, wenn man einen entsprechenden Kontext (re)konstruiert. Das ist nur ein Spezialfall von Quines Unterbestimmtheitsthese. Aber damit ist noch nichts über die Gründe gesagt, warum man das fragliche Verhalten überhaupt als Kommunikationsversuch deuten soll. Dies würde sich nur dann ändern, wenn die fraglichen Verhaltenstoken *regelmäßig* in diesem Sinne interpretiert werden müssten, weil der Kontext üblicherweise ein kommunikativer ist, das fragliche Verhalten also als kommunikative *Ersatzhandlung* aufzufassen ist, etwa weil andere Mittel nicht verwendet werden können. Eine Handlung als Ersatz für eine andere aufzufassen, setzt aber voraus, dass man sie als Instanz eines schon verstandenen Handlungstyps betrachtet. So funktioniert die Praxis der ‚Verständigung mit Händen und Füßen‘, weil die Beteiligten voraussetzen können, dass sie den sprachlichen Verhaltensmodus schon beherrschen, d.h. kompetente Sprecher einer Sprache sind, wenngleich nicht notwendig derselben. Ähnlich sind die von Intentionalisten oft als Beispiel verwendeten Agentengeschichten aufgebaut. Freilich gibt es keine allgemeine Konvention, dass z.B. mit einer bestimmten Todesanzeige diese und nicht jene Information übermittelt werden soll – im Hintergrund steht aber die Annahme, dass der Agent sich melden *muss*, und dass der Generalstab von ihm bestimmte Informationen *erwartet*. Gerade das darf in diesen Geschichten, sofern sie als Beispiele für das intentionalistische Kommunikationsmodell dienen sollen, aber nicht vorausgesetzt werden, weil es auf eine gemeinsame Praxis und implizite Konventionen rekurriert. Abgesehen davon stellen diese Beispiele nicht den ‚Standardfall‘ gelingender Kommunikation dar, und man muss sich fragen, warum ausgerechnet solche eher exotischen Beispiele ausgewählt werden. Die Auswahl dieser Beispiele ist nicht zufällig. Zwar kann auf ihrer Basis die normale, routinemäßige Kommunikation nicht erläutert werden – diese ist vielmehr vorausgesetzt, wohl aber sind sie Musterbeispiele innovativer, kreativer Kommunikation.

begriffe aus der Welt geschafft werden. Das intentionalistische Grundmodell muss, um Verstehen erklären zu können, um die folgende zusätzliche Bedingung ergänzt werden:

- (4)  $f$ -Tun zählt (im Kontext  $k$  für eine Gemeinschaft  $g$ ) normalerweise als  $X$ , wobei  $X$  ein bestimmter Handlungstyp ist, d.h. einer bestimmten Form genügen muss und vorab festgelegten Erfolgsbedingungen unterliegt.

Aber das ist gerade die Bestimmung einer Konvention:  $f$  zählt im Kontext  $k$  für das Subjekt  $s$  als  $X$ . Diese zusätzliche Bedingung ergibt sich schon aus begrifflichen Gründen: Man kann fragen, wie ein  $f$ -Tun (qua token) denn als solches identifiziert werden soll, ohne dass man schon einen Handlungstyp von  $f$  unterstellt. Denn type und token sind korrelative, aufeinander bezogene Begriffe. Deshalb ist es nicht möglich, dem Begriff der konkreten Einzelhandlung (token) ohne Bezug auf einen Handlungstyp, der in der Einzelhandlung aktualisiert wird, einen Sinn zu verleihen.<sup>19</sup> Der Intentionalismus setzt als Bedingung seiner Adäquatheit demnach die Geltung von Konventionen voraus, welche die Bedeutung von Äußerungen, d.h. hier des konkreten Tuns des Sprechers, festlegen.

Aber widerspricht das überhaupt dem Nominalismus der Intentionalisten? Ist es nicht genauso gut möglich, dass jemand z.B. mittels Husten nur in einem einzigen Fall etwas mitteilt, während Husten normalerweise eine unabsichtliche, reflexhafte Verhaltensweise darstellt? Wenn dies möglich wäre, dann widerspräche die intentionalistisch-nominalistische Behauptung, dass die Bedeutung eines  $f$ -Tokens gegenüber der Bedeutung des  $f$ -Typs primär ist, nicht notwendig der Auffassung, dass  $f$ -Token nur als Instanziierung des  $f$ -Typs die für ihre Bedeutung konstitutiven Absichten realisieren. Denn aus letzterem folgt nicht, dass alle Instanziierungen des  $f$ -Typs mit den entsprechenden Absichten ausgeführt werden. Hier muss man vorsichtig sein: Der Intentionalist argumentiert hier mit einer Doppeldeutigkeit von ‚Typ‘. Zum einen soll es um die Handlung ‚Mitteilung‘ gehen, zum anderen aber um ein anhand beobachtbarer Merkmale identifizierbares Verhalten ‚Husten‘. Für den Vollzug der *Handlung* ‚Mitteilung‘ durch ein absichtliches Husten ist es sehr wohl konstitutiv, dass hier eine Konvention besteht, und sei diese nur für diesen einen speziellen Fall vereinbart. Freilich, unter Voraussetzung entsprechender Vereinbarungen kann jedes gewöhnlich reflexhafte, unbeabsichtigte Verhalten zur beabsichtigten Handlung, etwa einer Mitteilung werden, wie man aus Agentenfilmen weiß. Anders kann mit einem Husten-Vorkommnis nichts mitgeteilt werden. Das Husten-token kann nur als Instanz des Husten-type

---

<sup>19</sup> Analoge Überlegungen gelten auch für den gemäß dem methodologischen Individualismus unterstellten Begriff des Individuums: Es gibt kein Individuum an sich, sondern immer nur Individuen einer Art. Nun kann man die Art ‚Mensch‘ nicht (oder jedenfalls nicht ausschließlich) unter Bezug auf biologische Merkmale bestimmen, dies wäre ein Kategorienfehler (vgl. Psarros 2000). Vielmehr muss man dazu schon auf das Vokabular des Sozialen zurückgreifen. Menschliche Individuen lassen sich nur in Bezug auf Gemeinschaften, denen sie angehören, kennzeichnen. Folglich sind unter der Hand schon im Begriff des Individuums ‚soziologische‘ Begriffe involviert.

qua Mitteilung die für seine Bedeutung nach dem Intentionalismus maßgebliche Absicht realisieren. Wird es bloß unter den *Verhaltenstyp* ‚Husten‘ subsumiert, dann kann es keine *Mitteilungshandlung* sein. Zur Handlung wird es erst durch die Zuordnung zum *Handlungstyp* ‚Mitteilung per Husten‘, d.h. einem von Sprecher und Hörer geteilten Handlungsschema. Ohne das entsprechende kollektive Wissen kann der Sprecher husten und damit meinen was er will, er wird auf diese Weise nichts mitteilen können. Das intentionalistische Modell kommunikativer Handlungen setzt demnach die Geltung von Konventionen voraus, welche die Bedeutung des konkreten Tuns des Sprechers bzw. seiner Äußerungen in einer Gemeinschaft bestimmen.

Der Intentionalist hat einen einfachen Ausweg aus dieser Schwierigkeit zur Hand: Bestimmt wird nicht ein Begriff von Kommunikation, sondern der Begriff des *Kommunikationsversuchs*. Und dafür genügt es, dass der Sprecher *glaubt*, die Bedingungen gelingender Kommunikation seien erfüllt. Damit aus dem Kommunikationsversuch tatsächlich eine *erfolgreiche* kommunikative Handlung wird, muss der Sprecher die *richtigen* Gründe für seine Erwartung haben, verstanden zu werden. Welche Gründe dies sind, darüber wird zunächst nichts gesagt.<sup>20</sup> Dies soll Gegenstand spezieller Kommunikationsbegriffe sein, unter die auch die Kommunikation unter Verwendung konventionaler Mittel fällt. Was an diesem Ansatz auffällt, ist, dass er der traditionellen Bewusstseinsphilosophie weitgehend entspricht. Hier das einsame Subjekt, welches wesentlich über sein Bewusstsein und bestimmte Rationalitätsannahmen definiert ist, dort die Welt, zu der – vielleicht – auch andere Bewusstseine gehören und auf die erkennend und handelnd Bezug genommen wird, wobei es für den Versuch allerdings genügt, dies der Einbildung nach korrekt zu tun.

---

<sup>20</sup> Welche Gründe berechtigen einen Sprecher zu der Annahme, seine kommunikative Handlung hätte Erfolg? Äußert er *A*, dann muss er annehmen, dass der Hörer sowohl die illokutionäre Rolle als auch den propositionalen Gehalt *p* von *A* versteht, d.h. der Sprecher glaubt, dass der Hörer erkennt, welche Verpflichtungen der Sprecher übernimmt, welche Rechte er selbst nun gegenüber dem Sprecher hat, weiterhin dass Sprecher und Hörer hinsichtlich der Wahrheits- bzw. Erfüllungsbedingungen von *p* übereinstimmen usw. Mit anderen Worten: Der Glaube des Sprechers, die Bedingungen eines Kommunikationsversuchs seien erfüllt, ist nichts anderes als die (konventionalistische) Annahme, dass Sprecher und Hörer einen gemeinsamen normativen und epistemischen Hintergrund teilen, eine gemeinsame Sprache sprechen usw., andernfalls wäre der Kommunikationsversuch von vornherein zum Scheitern verurteilt. Das aber sind Annahmen, die mit dem methodologischen Individualismus nicht zu vereinbaren sind – es sei denn, man erklärt, wie anfangs angedeutet, die problematischen Voraussetzungen zu Eigenschaften des Subjekts der Kommunikation. Dann ergibt sich aber die Schwierigkeit, wie ein einzelnes, isoliertes Individuum über die den illokutionären Rollen und propositionalen Gehalten entsprechenden Regeln, Handlungsschemata und Begriffe verfügen kann. Nimmt man das Privatsprachenargument ernst, dann ist dies nicht möglich. Diese Schwierigkeiten beruhen auch auf einer logischen Konfusion: Zwar hat Begriff des Kommunikationsversuchs einen größeren Umfang als der Begriff der erfolgreichen Kommunikationshandlung, einfach weil nicht jeder Versuch erfolgreich ist, aber dass heißt nicht, dass er gegenüber jenem aufgrund seiner größeren ‚extensionalen‘ Allgemeinheit eine Art ‚logisches Primat‘ beanspruchen könnte. Vielmehr ist der Begriff des Versuchs einer Handlung dem ihrer erfolgreichen Ausführung logisch-systematisch nachgeordnet ist: Um *h* versuchen zu können, muss man die Erfolgsbedingungen von *h* schon kennen. Wie wüsste man sonst, dass man tatsächlich *h* und nicht *g* zu tun versucht?

Aber verstanden zu werden ist etwas anderes, als *glauben*, verstanden zu werden. Gibt es keinen gemeinsamen Bezugspunkt, keine von Sprecher und Hörer geteilten Regeln (in einem noch sehr vagen und weiten Sinne), keinen gemeinsamen Hintergrund, kurz: keine Gemeinschaft im weitesten Sinne, der Sprecher und Hörer angehören, dann ist Verstehen nicht möglich. Es ist daher wohl nicht möglich, eine allgemeine Theorie der Kommunikation aufzustellen, in der von der Sprache noch gar nicht die Rede ist und die dennoch erklären kann, wie wir uns verstehen, d.h. aus der Perspektive des Intentionalismus: wie wir die Intentionen des Sprechers erkennen. Die logische Ordnung ist gerade umgekehrt: Hat man verstanden, wie sprachliche Kommunikation funktioniert, dann kann man von deren sprachlicher Form abstrahieren und auch nicht-sprachliche menschliche Kommunikation von diesem Standardfall aus erklären.<sup>21</sup> Erst die prinzipiell sprachliche Verfasstheit menschlicher Kommunikation erlaubt es, auch nichtsprachlich erfolgreich zu kommunizieren, etwa indem Vereinbarungen über Verwendung bestimmter Signale getroffen werden oder indem wenigstens immer die Möglichkeit der Nachfrage besteht, wie ein nichtsprachlicher Kommunikationsversuch zu verstehen ist. D.h. jede nichtsprachliche Kommunikation lässt sich prinzipiell auch sprachlich realisieren bzw. kann unter Bezug auf sprachliche Kommunikation erklärt werden.

Selbst wenn sich das Problem des Verstehens im Intentionalismus lösen ließe, wäre immer noch zu fragen, wie die Grundbegriffe der intentionalistischen Kommunikationstheorie, nämlich Glauben und Wollen, ohne Rekurs auf die Sprachpraxis und die entsprechende konventionale Kommunikation erläutert werden sollen. Was heißt es, eine Intention zu haben? Kann man, ohne über eine Sprache zu verfügen, tatsächlich im vollen Sinne etwas wollen oder glauben? Ohne dies hier weiter auszuführen, sei nur darauf verwiesen, dass selbst einfache Handlungsabsichten eine Vorwegnahme der Erfüllung von Erfolgsbedingungen der Handlungen und der möglichen Wege dahin enthalten. Sie setzen damit deren symbolische Repräsentation voraus, d.h. sie erfordern eine Sprache und die Verfügung über Handlungsschemata.<sup>22</sup> Der Intentionalist müsste dagegen behaupten, dass ein Satz

---

<sup>21</sup> Der Verweis auf ‚tierische Kommunikation‘ (z.B. die von Bienen) ist aus zwei Gründen kein Einwand: Erstens geht es dabei nicht um kommunikatives *Handeln*, zweitens wird dadurch die methodische Ordnung der Untersuchung umgekehrt: Um bestimmtes tierisches Verhalten in Analogie zu bestimmten menschlichen Handlungsformen aufzufassen, muss man schon einen Begriff dieser Handlungsformen haben. Abgesehen davon sollte man bei solchen Analogien immer auch die wichtigen Unterschiede im Auge behalten – andernfalls besteht die Gefahr, dass der ‚kleinste gemeinsame Nenner‘ bestimmter beobachtbarer Verhaltensmuster zum ‚Wesen‘ einer Sache erklärt wird, die gerade nicht allein mit Hilfe dieser Verhaltensmuster zu explizieren ist, womit der Begriff der Sache verfehlt wird.

<sup>22</sup> Dies und die mit der entsprechenden Handlungskompetenz verbundenen Kriterien eines Richtig und Falsch markieren den Unterschied zwischen den Intentionen von Handelnden und der natürlichen, physiologischen Gerichtetheit von Organismen. Man könnte an dieser Stelle einwenden, die Behauptung, dass Absichten eine Vorwegnahme der Erfüllung von Erfolgsbedingungen möglicher Handlungen und möglicher Wege dahin enthalten, besage nichts anderes, als dass Absichten Erfüllungsbedingungen haben. Dies könne aber auch von solchen Theorien propositionaler Einstellungen erfasst werden, nach denen Überzeugungen, Wünsche, Absichten usw. nicht notwendig eine symbolische Repräsentation einschließen, etwa indem propositionale Einstellungen als Relation zu möglichen Welten aufgefasst werden. Und selbst wenn Absichten eine symboli-

wie „*s* meint/intendiert mit *f*, dass *p*“ verstanden werden kann, *ohne* dass man schon verstanden hat, was *p* bedeutet. Da dies nicht möglich ist, dreht sich das intentionalistische Erklärungsprogramm im Kreis: der Begriff der Sprecherbedeutung und entsprechend der Begriff der sprachlichen Bedeutung wird mit Rekurs auf propositionale Einstellungen definiert, die prinzipiell nur Sprecher haben können. Damit stellt sich die Frage, ob eine Bedeutungs- bzw. Sprachtheorie Bedingung der intentionalistischen Kommunikationstheorie bzw. dieser systematisch vorgeordnet ist. Diese Frage muss bejaht werden.

Wie steht es dann mit der anfänglichen Frage nach dem Zirkel von Kommunikation und Gemeinschaft?

Der Intentionalismus erklärt Phänomene der Kommunikation und insbesondere des kommunikativen Verstehens unter Voraussetzung einer bereits funktionierenden Gemeinschaft<sup>23</sup> aus der Perspektive des Individuums, welches sich sicher im Medium der Sprache bewegt und die zugehörigen Sprach-Praxen im Sinn eines Know-how beherrscht, d.h. über die üblichen Handlungsschemata verfügt usw. Unter dieser Voraussetzung kann man tatsächlich sagen, dass *s* mit seinem *f*-Tun dieses oder jenes bewirken bzw. eine Handlung vom Typ *X* ausführen will: Zählt *f*-Tun in einer Sprachgemeinschaft und im passenden Kontext als *X*, dann hat *s* mit seinem *f*-Tun tatsächlich *X* ausgeführt.

Das intentionalistische Modell erklärt sogar noch mehr: Es erklärt Situationen, in denen Sprecher verschiedener Sprachen miteinander zu kommunizieren suchen bzw. Situationen, in denen ein Sprecher sich in fremdsprachiger Umgebung verständlich machen will. Und hier arbeiten wir tatsächlich mit Händen und Füßen, wir versuchen es mit Äußerungen aller Art, testen probeweise verschiedene Wörter und werden oft genug sogar verstanden. All das scheint trotz des Fehlens gemeinsamer Sprachkonventionen zu funktionieren. Aber auch hier ist schon vorausgesetzt, dass es sich um Sprecher einer Sprache handelt, wenngleich nicht derselben. Es handelt sich um Personen, die den linguistischen Verhaltensmodus

---

sche Repräsentation erfordern sollten, folge daraus nicht ohne weiteres, dass sie die Existenz einer Sprachpraxis voraussetzen, weil diese Repräsentation auch in einem nicht-sprachlichen Medium, etwa einer „Sprache des Geistes“, geleistet werden könne. Der für das Argument gegen den Intentionalismus wichtige Punkt ist aber, dass es eben nicht genügt, dass Absichten Erfüllungsbedingungen einfach nur *haben*, sondern dass es für Handlungen *als* Handlungen auf deren reflektierende Bewertung ankommt. Und diese erfordert eine Repräsentation, da eine konkretes Verhalten bzw. Tun nur unter Bezug auf einen Handlungstyp und die entsprechend zugeschriebene Absicht als eine bestimmte Handlung beschrieben werden kann. Andernfalls kann der für Handlungen, im Unterschied zu bloßem Verhalten, konstitutive Unterschied von richtig und falsch nicht greifen. Es leuchtet nicht ein, wie diese Zuordnung eines Typs einschließlich der Zuschreibung einer Absicht, die immer auch eine Bewertung involviert, ohne die Repräsentation von Erfüllungsbedingungen möglich sein soll. Denn die einem Tun in gewisser Weise erst Handlungscharakter verleihende Kategorisierung als Aktualisierung eines Handlungstyps bildet den Rahmen der Rede davon, dass eine Absicht Erfüllungsbedingungen hat. Der Ausweg einer „Sprache des Geistes“ läuft auf die Annahme einer Privatsprache hinaus (vgl. dazu Kannezky 2000b), welche bekanntlich die Unterscheidung zwischen richtig und falsch und damit die Kategorisierung des fraglichen Tuns als Handlung bestimmten Typs hintertreibt.

<sup>23</sup> Dieser Punkt könnte im intentionalistischen Kommunikationsmodell mittels der oben eingeführten zusätzlichen Bedingung (4) erfasst werden.

schon beherrschen, die wissen, dass der andere versucht zu kommunizieren, dass seine Bewegungen Ausdrucksbewegungen sind (der andere also nicht etwa mit den Armen wedelt, um sich Kühlung zu verschaffen), dass seine Laute etwas bedeuten (und nicht etwa eine seltsame Art zu husten darstellen). Kurz, sie beherrschen die illokutionären Rollen und kennen die entsprechenden konventionalen, sprachlichen Formen in ihrer Sprache. Was sie nicht kennen, sind die konkreten Konventionen bzw. die sprachlichen Ausdrücke, mit denen diese vom anderen in seiner Sprache ausgeführt werden.

In diesen und ähnlichen Fällen trifft auch das Interpretationsmodell des Verstehens zu. Man interpretiert die sprachliche oder nichtsprachliche Handlung als Kommunikationsversuch und versucht die damit verbundenen Absichten zu identifizieren. Aber dies lässt sich nicht zu einem Modell des (sprachlichen) Verstehens überhaupt verallgemeinern. Denn beim Interpretieren ist immer schon vorausgesetzt, dass der Interpret eine Analysesprache, in der interpretiert wird, schon beherrscht. Geht es aber gerade darum, zu erklären, was es bedeutet, über eine Sprache zu verfügen, d.h. auch, sie zu verstehen, dann ist das Interpretationsmodell des Verstehens ungeeignet.<sup>24</sup>

Erklärt werden kann also der kommunikative Aspekt der Neugruppierung von Gemeinschaften auf Basis bereits bestehender Gemeinschaften. Aber damit ist der Zirkel von Kommunikation und Gemeinschaft nicht aufgelöst, denn auch die individualistische Herangehensweise an den Kommunikationsbegriff setzt, vermittelt über das Problem des Verstehens, den Begriff des Individuums, aber auch aufgrund der notwendigen zusätzlichen Bedingung des intentionalistischen Kommunikationsmodells, den der Gemeinschaft voraus.

## 2.2 Konventionalismus/Regelianismus

Der Konventionalismus umgeht die Schwierigkeiten des Intentionalismus mit dem Verstehen. Die konventionalistische Konzeption konzentriert die sich auf die *sprachliche* Kommunikation und nimmt entsprechend die Sprachgemeinschaft bzw. den Sprecher als *typischen* Sprecher (anstatt eines ‚atomaren‘ Individuums) sowie *Handlungstypen* (anstatt begrifflich problematischer Einzelhandlungen) zum Ausgangspunkt. Verstehen wird damit verständlicher: Der Hörer versteht was der Sprecher sagt (die Äußerungsbedeutung), weil er die konventionale Bedeutung seiner Äußerung (qua Typ) kennt, und er kann gewöhnlich nur dann erkennen, was ein Sprecher meint (die Sprecherbedeutung), wenn sich dieser der in der Gemeinschaft üblichen Formen des Ausdrucks, etwa einer konventionalen Spra-

---

<sup>24</sup> Vgl. hierzu auch die Kritik Dummetts an Davidsons bedeutungstheoretischem Ansatz und seine Unterscheidung von bescheidenen und gediegenen Bedeutungstheorien. (Dummett 1982 und Stekeler-Weithofer 1997). Generell lässt sich ein systematischer Zusammenhang zwischen dem Interpretationsmodell des Verstehens und intentionalistischen Prämissen festhalten: Wenn es nur einen äußerlichen, instrumentellen Zusammenhang gibt zwischen dem, was ein Sprecher meint, und dem, was er sagen kann, und wenn Verstehen auf die Erkenntnis des Gemeinten hinausläuft, dann muss Verstehen in der einen oder anderen Weise als Interpretation der Äußerung des Gemeinten aufgefasst werden.

che, bedient.<sup>25</sup>

Ausgangspunkt ist hier der Hörer, der etwas versteht, und nicht wie im Intentionalismus der Sprecher, der etwas meint. Was der Hörer versteht oder missversteht, ist ein sprachlicher Ausdruck. Verstehen kann er einen geäußerten Ausdruck, wenn er die Regeln und Konventionen kennt, oder besser: beherrscht, die den Gebrauch des Ausdrucks in der Gemeinschaft der Sprecher leiten. Ob und was der Sprecher damit meint, ist für die Bedeutung seiner Äußerung nicht von Interesse (vgl. Savigny 1983, 12). Denn dass jemand mit einer (Sprech-)Handlung etwas sagt, ist nicht einfach die Feststellung eines objektiven Sachverhaltes. Sondern die Hörer ‚erschließen‘ es aus dem Tun des Sprechers und aus allgemeinen Regeln des Vollzugs kommunikativer Handlungen, wie sie etwa in der Sprechakttheorie für illokutionäre Akte dargestellt werden. Die Hörer verstehen den Sprecher, indem sie seinem Handeln ‚unterstellen‘, es folge den für dieses Handeln üblichen Regeln oder Konventionen.<sup>26</sup> Dem Sprecher werden die passenden, dem jeweiligen Handlungstyp eigentümlichen Intentionen *zugeschrieben*. Im Vordergrund steht dabei der objektive Handlungssinn eines Handlungstyps. Entsprechend wird eine Äußerung als Sprechhandlung, also als Bitte, Behauptung oder was sonst mögliche illokutionäre Rollen sind, aufgefasst.

Konventionale Wirkungen illokutionärer Akte sind nach Austin: 1. dass der illokutionäre Akt verstanden wird, 2. dass er „Folgen hat“, die nicht zum „natürlichen Ablauf der Ereignisse“ gehören, etwa werden durch die Übertragung von Rechten soziale Tatsachen geschaffen oder verändert, bestimmte Verpflichtungen und Berechtigungen hergestellt usw., und 3. dass dadurch bestimmte Folgehandlungen ermöglicht oder gefordert werden (sie „[fordern] kraft Konvention zu einer Antwort oder Reaktion auf[...]“ (s. Austin 1972, 133ff). Diese illokutionären Wirkungen unterscheiden sich von perlokutionären Wirkungen darin, dass sie wesentlich auf Konventionen beruhen. Ob eine der genannten Wirkungen erzielt wird, hängt wesentlich davon ab, ob der Sprecher die konventionell richtigen Ausdrücke benutzt. Insofern liegen die illokutionären Wirkungen unter Voraussetzung eines konventionellen Rahmens in der Macht des Sprechers. Bediene ich mich, eine passende Situation vorausgesetzt, der konventionell richtigen Ausdrücke, dann *habe* ich z.B. begrüßt, ganz unabhängig davon, was ich sonst noch damit bezweckt und was die Äußerung sonst noch für ein „perlokutionäres Nachspiel“ haben mag. Deshalb kann die Bedeutung von sprachlichen Äußerungen aus der Sicht des Konventionalismus auch nicht von deren (intendierten) perlokutionären Wirkun-

---

<sup>25</sup> Zum allgemeinen Hintergrund s. Kannezky 2000a und 2000b.

<sup>26</sup> Dabei sind die Termini ‚erschließen‘ und ‚unterstellen‘ nicht wörtlich zu nehmen, d.h. nicht im Sinne (expliziter oder impliziter) schematischer Ableitungen aus den Prämissen einer logisch-deduktiv aufgebauten (impliziten) Interpretationstheorie zu verstehen. Vielmehr stehen die hergebrachten praktischen Konsequenzen von Äußerungen, etwa die Veränderung des Status von Personen, im Mittelpunkt. Dass z.B. eine Ernennung zur Folge hat, dass der Betroffenen nun neue Rechte und Pflichten gegenüber anderen hat, ist nicht in erster Linie das Ergebnis einer Deduktion, die alle Beteiligten, jeder für sich, ausführen, sondern resultiert aus den herrschenden Konventionen und Regeln und *zeigt* sich in entsprechenden praktischen Folgehandlungen, ohne dass die Beteiligten in der Lage sein müssten, diese Veränderungen auch explizit, etwa in Form eines Apparates von Sprechaktregeln, zu artikulieren.

gen bzw. den primären Absichten des Sprechers abhängen. Es mag sein, dass kommunikatives Handeln oft genug auf solche Wirkungen abzielt, aber die Bedeutung der Äußerungen und ihren Inhalt legen sie deshalb nicht fest. Im Beispiel könnte mein „Guten Tag!“ darauf zielen, den Adressaten dazu zu veranlassen, mich für einen höflichen Menschen zu halten. Bedeutet die Äußerung der Grußformel deshalb, dass der Adressat mich für einen höflichen Zeitgenossen halten möge? Welche perlokutionären Wirkungen eintreten, hängt nicht nur vom Sprecher ab, sondern von einer Vielzahl von Faktoren, die sich seinem Einfluss entziehen, etwa von den Dispositionen und Überzeugungen des Adressaten. Damit steht die Verknüpfung der Bedeutung von Äußerungen mit perlokutionären Effekten vor dem folgenden Dilemma: Hängt die Bedeutung an einer auf kommunikations-externe Ziele gerichteten Sprecherintention, der *intendierten* perlokutionären Wirkung, dann kann man alles mit allem meinen. Hängt sie am *Erfolg* der perlokutionären Absicht, also am Eintreten der intendierten perlokutionären Wirkung oder auch daran, welcher perlokutionäre Effekt tatsächlich eintritt, dann variiert sie mit kontingenten Faktoren der Äußerungssituation. Beides führt dazu, dass ein *systematischer* Zusammenhang sprachlicher Ausdrücke mit dem, was sie bedeuten, ge-  
leugnet werden muss. Die Idee des Konventionalismus ist nun, dass dieser Zusammenhang über Konventionen hergestellt wird: Die Bedeutung der Ausdrücke hängt von den Konventionen ab, die ihre Verwendung regeln. Aber darin, wie Konventionen aufgefasst werden, liegt eine wichtige Differenz zwischen verschiedenen, im weitesten Sinne konventionalistischen Ansätzen: Zum einen im Sinne einer Regel oder (nicht notwendig expliziten) Vereinbarung, der zu folgen für alle Beteiligten *rational* ist und für die es Alternativen gibt (D. Lewis). Zum anderen als konstitutiver Bestandteil regelgeleiteter Praxen (i.S. einer Gesamtheit tradierter, lehr- und lernbarer Handlungsschemata), der als solcher zwar nicht notwendig alternativlos ist, für den es aber aus Sicht ihrer ‚Teilnehmer‘ keine Wahlmöglichkeit gibt und der erst festlegt, was im Rahmen der Praxis als ‚rational‘, als richtig oder falsch gilt.

Etwas zu sagen ist nach der letztgenannten Lesart darüber hinaus nicht einmal notwendig mit der Absicht verknüpft, eine perlokutionäre Wirkung zu erzielen, aber es zielt immer auf einen illokutionären Effekt, nämlich darauf, verstanden zu werden. Ein Beispiel ist wieder das Grüßen: Damit verbindet sich gewöhnlich keine weitere Absicht, als den Hörer wissen zu lassen, dass man ihn grüßt. Dass der Hörer nun weiß, dass er begrüßt worden ist, d.h. dass er meine Äußerung verstanden hat, ist keine zusätzliche Wirkung der Äußerung, sondern ihr unmittelbarer, konventionaler oder auch illokutionärer Effekt, der von ‚äußeren‘ Faktoren weitgehend unabhängig ist: ein kompetenter Hörer versteht Sprechakte aufgrund von Konventionen. Ilokutionäre Effekte beruhen auf Konventionen – perlokutionäre Effekte unterliegen dagegen kontingenten Einflüssen und entziehen sich damit einer konventionellen Regelung. (Es gibt daher auch keine explizit performativen Formeln zur Erreichung perlokutionärer Effekte: „Hiermit ermuntere ich Dich“ ist als Sprechakt Nonsens, wengleich ähnliche Äußerungen z.B. der Reflexion oder der nachträglichen Erläuterung einer Sprechhandlung im Falle von Missverständnissen dienen mögen.) Kommunikation richtet sich nun, im Gegensatz zu anderen Handlungstypen, *primär* auf die Erzielung illokutionärer Effekte,



und zwar mittels der Äußerung von Sätzen, die ein konventionales Mittel zur Erreichung dieser Effekte darstellen. Kommunikatives Handeln ist daher wesentlich konventionales Handeln, die Verbindung zwischen der Äußerungshandlung und dem, was sie bedeutet, wird durch Konvention bestimmt. Was hat man sich nun unter konventionalem Handeln vorzustellen? Das Handeln nach *explizit* vereinbarten Regeln? In diesem Sinne setzten Konventionen Sprache und damit Bedeutung voraus, können Bedeutung also nicht erklären, und wenn der Intentionalismus gegen diese krude Auffassung von Bedeutung Front macht, ist er im Recht. Deshalb ist es sinnvoll, nach einem anderen Begriff des konventionalen Handelns und der Konvention zu suchen.

In gewisser Weise ‚determiniert‘ der heutige Gebrauch der Worte ihren Gebrauch morgen (s.o. S. 5ff.). Gäbe es hier keine Konstanz, dann wäre Verständigung nicht möglich. Aber dies bedeutet nicht, dass keine Veränderung möglich wäre, sondern nur, dass der aktuelle Gebrauch als Norm des zukünftigen fungiert. Normen können verletzt oder ganz abgeschafft werden, und es können neue Regeln an die Stelle der alten treten. Insofern sind Sprachkonventionen als Normen oder Regeln des Gebrauchs sprachlicher Ausdrücke aufzufassen, aber nicht als explizite Bedeutungsfestlegungen, etwa im Sinne von Definitionen. Entsprechend ist ein weiter Begriff von Konvention, der das Handeln im Rahmen einer gemeinsamen, regelgeleiteten Praxis in den Mittelpunkt rückt und der die stillschweigende Anerkennung und Befolgung von Regeln umfasst, ein aussichtsreicherer Kandidat. Denn solche Regeln können sich durch Gewohnheiten einschleifen und man kann sie unabhängig von einem vorgängigem Bedeutungsbegriff bestimmen (vgl. Savigny 1983, Kap. II). Ein Begriff des konventionalen Handelns bzw. regelfolgenden Verhaltens, der diesen Bedingungen genügt, ist der von Hart:<sup>27</sup>

1. Gruppenmitglieder weichen selten von der Regel ab.
2. Wenn sie davon abweichen, dann wird dies von anderen Gruppenmitgliedern sanktioniert.
3. Diese Sanktionen werden im allgemeinen hingenommen.

Von expliziten Regeln, etwa Gesetzen, unterscheiden sich solche Regeln dadurch, dass die Mitglieder der Gemeinschaft gewöhnlich nicht versuchen, diese Regeln zu umgehen. Deshalb sind auch keine besonderen Institutionen notwendig, die ihre Verletzung sanktionieren und ihre Einhaltung garantieren (s. Savigny 1983, 35). Regelfolgendes Verhalten unterscheidet sich von bloßen Regelmäßigkeiten des Verhaltens dadurch, dass es hier ein Richtig und Falsch mit entsprechenden Folgen gibt.

Im Blick auf mögliche intentionalistische Deutungen regelfolgenden Verhaltens (Regelianismus) ist es wichtig festzuhalten, dass bei dem eben genannten Begriff konventionalen Handelns über die Gründe, warum sich die Mitglieder einer Gemeinschaft regelkonform verhalten, nichts gesagt wird. Insbesondere spielen Rationalitätsforderungen keine Rolle, etwa derart, dass sich Mitglieder einer

---

<sup>27</sup> s. dazu H. L. A. Hart *The concept of law*, Oxford, 1961; zitiert nach Savigny 1983, 34

Gemeinschaft, in der bestimmte Konventionen bzw. Regeln gelten, deshalb regelkonform verhalten, *weil* sie Sanktionen befürchten oder *weil* sie bestimmte Ziele erreichen wollen. Sondern: *Indem* sie der Regel folgen, tun sie dieses oder jenes, unabhängig davon, ob sie Gründe zu der Annahme haben, dass dies der richtige Weg sei, ihre Absichten zu verwirklichen. Dass Konventionen gelten, heißt auch nicht, dass die Mitglieder der Gemeinschaft davon im Sinne des expliziten Wissens ‚wissen‘ müssen und es aufgrund dieses gemeinsamen Wissens und entsprechender Erwartungen für die Individuen rational wäre, nicht von der gewohnten, konventionalen Form des Handelns abzuweichen.<sup>28</sup> Abgesehen davon ist die Berufung auf Rationalität nicht sehr erhellend, denn unter Voraussetzung der ‚richtigen‘ Präferenzen kann praktisch jedes Handeln als rational dargestellt werden. Die Bindung des Begriffs der Konvention an den der Rationalität hilft also nicht, regelgemäßes von regelverletzendem Verhalten zu unterscheiden, sondern verhindert dies eher.

Betrachtet man das Sprechen als regelfolgendes Verhalten in diesem Sinne, dann ist es eher als die Anwendung einer Fähigkeit, einer eingeübten Praxis oder eines ‚Know-how‘ zu beschreiben und weniger als die Anwendung explizit gewusster Regeln bzw. eines ‚Know-that‘. Kommunikation findet dann sozusagen durch die Sprache hindurch statt. Entsprechend ist Verstehen auch nicht als Interpretieren nach Regeln aufzufassen. Das soll nicht heißen, dass wir nicht oft genötigt sind, Äußerungen zu deuten, etwa im Falle von Missverständnissen, sondern nur, dass dies die Ausnahme vom Standardfall des unmittelbaren Verstehens ist.

### 2.3 Schwierigkeiten des konventionalistischen Modells

Allerdings gibt es einige Schwierigkeiten mit dem konventionalistischen Modell. Dies liegt zum einen an möglichen individualistischen Deutungen, zum anderen daran, dass es noch nicht als Theorie der Kommunikation ausgearbeitet wurde, jedenfalls nicht in dem Maße wie die intentionalistische Theorie der Kommunikation. Daher bleibt Raum auch für individualistische Deutungen, und es bleiben etliche Fragen offen, die über Fragen der sprachlichen Bedeutung hinausgehen. Aber insbesondere scheint es, dass nicht nur das intentionalistische Modell konventionalistische Elemente voraussetzt, sondern das dies auch umgekehrt der Fall ist.

*Erstens* ist nicht recht klar, was im Falle abweichenden bzw. regelverletzenden *Sprachverhaltens* als Sanktion zählen soll, d.h. wie der Begriff der Sanktion auf *sprachliche* Regeln und Konventionen angewandt werden soll. Folgende Probleme sind zu klären:

- a) Hat der Sprecher überhaupt gegen eine Regel verstoßen?
- b) Hat der Sprecher eine Sprachregel oder eine nicht-sprachliche Konvention verletzt?
- c) Gegen welche der möglichen (sprachliche) Regeln wurde verstoßen?

Zu a) Hat der Sprecher überhaupt gegen eine Regel verstoßen? Weicht ein Sprecher von den Sprachkonventionen ab, dann kann dies verschiedene Folgen

---

<sup>28</sup> Das entspräche etwa D. Lewis Konventionsbegriff (vgl. Lewis 1969).

haben. Eine ist, dass er nicht verstanden wird und entsprechend Folgehandlungen anderer Sprecher bewirkt, die als Sanktion aufgefasst werden können. Heißt das nun, dass einfach nur ein Missverständnis mit entsprechend unliebsamen Konsequenzen vorliegt, oder wird tatsächlich der sprachliche Regelverstoß sanktioniert? Noch unübersichtlicher (und entsprechend unbestimmt) wird die Situation, wenn man annimmt, dass nicht alle Regeln und Konventionen im gleichen Maße sanktionsbewehrt sind. Eine mögliche Antwort wäre, dass der Misserfolg die falsche Ausführung einer Handlung sanktioniert. Damit würde aber die mit dem Begriff der Sanktion bezweckte Unterscheidung zwischen regelfolgendem resp. konventionalem und nicht-konventionalem Verhalten verfehlt, weil dann nicht mehr nur der Regelverstoß, sondern jeder Fehler (per ‚pragmatischer Selbstbestrafung‘ durch die unerwünschten Folgen der unrichtigen Handlung) ‚sanktioniert‘ würde.<sup>29</sup> Regeln bzw. Konventionen bzw. deren Geltung in einer Gemeinschaft wären nicht anhand des Sanktionsverhaltens ihrer Mitglieder festzustellen, konventionale, kooperationsfördernde Richtigkeit wäre nicht von pragmatischer Richtigkeit zu unterscheiden. Eine wenig attraktive Alternative bietet die Unterstellung, dass ohne Ausnahme jedes (Sozial-)Verhalten konventionell geregelt wäre, d.h. dass jeder Fehler *per se* als Verstoß gegen eine geltende Konvention zählt. Dann wäre die Ausgangsfrage, ob der Sprecher überhaupt gegen eine Regel verstoßen hat, positiv zu beantworten – aber die Antwort wäre tautologisch und nichtssagend.

Zu b) Hat der Sprecher eine Sprachregel oder eine nicht-sprachliche Konvention verletzt? Gewöhnlich wird regelwidriger Sprachgebrauch nicht an sich sanktioniert, außer vielleicht in der Phase des Spracherwerbs. Was sanktioniert wird, sind Fehler, die aufgrund bzw. infolge von sprachlichen Regelwidrigkeiten begangen werden, etwa wenn bestimmte Frage nicht beantwortet oder bestimmte Aufgaben nicht gelöst werden.<sup>30</sup> Vollziehe ich, etwa aufgrund mangelnder Sprachkompetenz, einen unpassenden Sprechakt oder verwende die falschen Worte, dann wird dies wegen seiner Effekte sanktioniert, nicht wegen der Verletzung einer Sprachregel. Zum Beispiel kann man jemanden durch eine falsche Wortwahl unabsichtlich beleidigen. In diesem Fall werden durch Sanktion nicht nur die Sprachregeln konserviert, sondern auch andere Konventionen und Normen der Gemeinschaft. Indem man spricht, schafft man soziale Tatsachen, und quasi nebenbei werden auch die Sprachregeln reproduziert, nämlich über den Zwang zur

---

<sup>29</sup> P. Stekeler-Weithofer hat mich darauf hingewiesen, dass hier ein dem Fall der Unterscheidung analytischer von synthetischen Urteilen, von Sprachwissen und Weltwissen, ähnliches Problem vorliegt – nur eben *innerhalb* der Sphäre der Kultur. Es ist im konkreten Fall nicht immer mit letzter Bestimmtheit zwischen ‚Naturesanktion‘ und ‚Kultursanktion‘ zu unterscheiden, auch und vor allem, weil Konventionen und Regeln und die entsprechenden Kriterien oft eine Doppelfunktion haben: Häufig fixieren sie (generische) Üblichkeiten und Richtigkeiten im Umgang mit einer gegebenen (sozialen) Umwelt; zugleich sind sie normativ im Hinblick auf Richtigkeiten im Interesse gelingender Kooperation.

<sup>30</sup> Da Sprache auch als Ausweis der sozialen Zugehörigkeit dient, als Erkennungszeichen, kann man auch den ‚Fehler‘ machen, nicht zur ‚richtigen‘ Gruppe (zur ‚In-Group‘) zu gehören, was z.B. am Dialekt oder an mangelnder Sprachbeherrschung leicht erkennbar ist. Hier können diese Fälle aber beiseite gelassen werden, denn der Konventionalismus will Bedeutung in homogenen Gruppen erklären.

Verständlichkeit. Geht man vom Sanktionsverhalten aus, ist nun klar, dass gegen eine Konvention oder Regel verstoßen wurde – ob gegen eine sprachliche oder eine nicht-sprachliche bleibt aber unbestimmt.

Zu c) Nehmen wir an, a) und b) seien befriedigend gelöst. Dann bleibt das Problem herauszufinden, gegen welche der möglichen (sprachliche) Regeln verstoßen wurde. Von Savignys Verweis auf kontrafaktische Konditionale hilft herauszufinden, unter welchen Umständen ein bestimmtes Verhalten eine Abweichung von einer bestimmten Regel  $R$  und nicht von einer anderen Regeln  $R^*$  darstellt, nämlich dann wenn man in allen Fällen des Verstoßes gegen  $R$  sanktioniert würde und man in den gleichen Fällen gegen  $R^*$  verstoßen könnte, ohne sanktioniert zu werden.<sup>31</sup> Das setzt im Falle von sprachlichen Konventionen allerdings einen Begriff der Sanktion voraus, der ohne den Rekurs auf Sprache auskommt. Andernfalls kann der Begriff der sprachlichen Bedeutung nicht zirkelfrei über die regelhafte Änderung konventioneller Lagen bestimmt werden, denn zur Bestimmung der (Sprach-)Regeln bedarf es nach Harts Analyse des Rückgriffs auf den Begriff der Sanktion. Es ist schwer zu sehen, wie man diesem Zirkel entkommen könnte. Denn Sanktionen sind größtenteils selbst konventional, was empirisch schon daraus ersichtlich ist, dass der überwiegende Teil unserer Sanktionen sprachlich, d.i. in Form von Sprechhandlungen stattfindet (Lob, Tadel, Verurteilung, Rüge, Zurechtweisung, bezogen auf Assertionen bzw. deren propositionale Gehalte durch Zustimmung oder Widerspruch). Begrifflich setzen Sanktionen Konventionen bzw. Regeln voraus, weil ihr Sinn nur verständlich zu machen ist, wenn man unterstellt, dass ihr Adressat versteht, i) dass er sanktioniert wird, und ii) wofür. Dies bringt die konventionalistische Bestimmung sprachlicher Bedeutung über den Begriff der regelfolgenden Änderung konventioneller Lagen in Schwierigkeiten, da die Basis der Erklärung sprachlicher Handlungen nun auf rein behavioristisch definierbare Sanktionen eingeschränkt werden muss, um einen Zirkel zu vermeiden. Dabei besteht aber ganz allgemein die Schwierigkeit, dass Sanktionen ein intentionales Verhalten darstellen. Sanktionen sind eine Form der „Stellungnahme“, als solche sind sie in einem rein behavioristischen, ‚anti-intentionalistischen‘ Vokabular nicht definierbar – sie stellen keine Reaktion auf eine unmittelbare Störung der eigenen Kreise dar, auch wenn sie empirisch oft mit solchen Reaktionen zusammenfallen, sondern auf die Verletzung einer Regel. Insofern sind Regel und Sanktion wechselseitig definierbare Begriffe, was die Definition des Begriffs der Regel mittels nicht-intentionaler Begriffe verhindert.

Im Rahmen einer synchronen Betrachtung muss hier eine gewisse systematische Zirkularität in Kauf genommen werden: Begriffe des Handelns, allgemein intentionale Begriffe, lassen sich nicht ohne Verlust auf nicht-intentionales Vokabular reduzieren. Was Handeln bedeutet, kann man nur aus einer Teilnehmerperspektive beurteilen, nicht aus einer, ohnehin nur illusorischen, reinen Beobachterperspektive. Die Zirkularität kann aber in einer diachronen oder historischen Betrachtungsweise aufgelöst werden. Nur unter Bezug auf die Gemeinschaft und ihre faktischen Traditionen, unter Bezug auf einen historisch gewachsenen Korpus

---

<sup>31</sup> Savigny 1983, 36f.

von (explizierbaren) Regeln (v. Savignys Hintergrundkonventionen), kann bestimmt werden, ob und wie abweichendes *Sprachverhalten* sanktioniert wird: indirekt, insbesondere indem außersprachliche Fehler sanktioniert werden. Dazu muss man allerdings schon wissen, welche Hintergrundkonventionen gelten, wie diese von sprachlichen Konventionen zu unterscheiden sind und wie beides ineinander greift.

Eine *zweite*, mit der letztgenannten eng zusammenhängende, Schwierigkeit ist die der inhaltlichen Bestimmung von Sprachkonventionen, also die Frage danach, welche konkrete Handlung unter welchen Umständen als was zählt. Für die Funktion, die Konventionen in der Kommunikation übernehmen sollen, kommt es darauf an, dass es erkennbare Marker der jeweils vollzogenen kommunikativen Handlung gibt. Freilich gibt es genügend Fälle, in denen man solche angeben kann, etwa die explizit performativen Verben. Aber solche Marker liefern nicht immer hinreichende Hinweise dafür, dass die Äußerung unter einen bestimmten Handlungstyp zu subsumieren ist.<sup>32</sup> Der illokutionäre Effekt kommt nicht allein dadurch zustande, dass ein explizit performatives Verb benutzt wird, sondern auch die Umstände müssen richtig sein. Wie weit reichen Konventionen und worin ist die bestimmte Illokution einer konkreten Sprechhandlung gegründet, und was sind deren ‚Marker‘? Manchmal ist es die sprachliche Form der Äußerung, manchmal der institutionelle Rahmen, manchmal die für den fraglichen Kontext üblichen Erwartungen. Aber solche Marker sind nicht zuverlässig: man kann z.B. in Form eines Fragesatzes eine Behauptung aufstellen oder jemanden zu etwas auffordern; man kann den Kontext falsch einschätzen usw. Ganz allgemein stellt sich die Frage, wie der Konventionalismus damit zurecht kommt, dass wir mit demselben Ausdruck ganz unterschiedliche Sprechhandlungen vollziehen können und umgekehrt verschiedene Ausdrücke benutzen können, um die gleiche Sprechhandlung auszuführen.

Eike von Savigny gibt in „Zum Begriff der Sprache“ eine Antwort: Ist eine bestimmte konventionelle Lage vor einem bestimmten Hintergrund bekannter Konventionen gegeben, dann verändert eine Sprechhandlung die Verteilung von Rechten und Pflichten der Sprecher, was sich in entsprechenden Folgehandlungen zeigt. Mit einem Schluss auf die beste Erklärung kann man deshalb die kontextuelle Bedeutung der verwendeten Ausdrücke, ihre Äußerungsbedeutung, angeben. Aber das ist zunächst nur für von Savignys Modellfall ‚Autofahrersprache‘<sup>33</sup> ü-

---

<sup>32</sup> Hier kann Freges Dilemma des Schauspielers greifen (s. Frege 1918, 63f.), der auf der Bühne stehend „Feuer!“ ruft, um das Publikum zu warnen. Aber diese Äußerung kann vom Publikum als zum Stück gehörig aufgefasst werden, womit sie die mit dem Sprechakttyp intendierte Wirkung verfehlt.

<sup>33</sup> S. Savigny 1983, Kap. IV. Von Savigny demonstriert, wie vor einem konventionellen Hintergrund (Verkehrsregeln) einfache Signale (aus einem minimalen Ausdrucksvorrat: Hupe und Lichthupe) zu systematischen „Störungen“ der konventionale Lage führen und daher als sprachliche Äußerungen mit kontextuell unterschiedlicher Äußerungsbedeutung aufzufassen sind – auf einzelne Signalisierhandlungen in je bestimmten Situationen folgen regelmäßig unterschiedliche Abweichungen vom aufgrund des konventionellen Hintergrundes zu erwartenden Handeln (etwa die Gewährung der Vorfahrt entgegen den Vorfahrtsregeln des konventionellen Hintergrundes), womit sie als Äußerungen unterschiedlicher Bedeutung zu interpretieren sind.

berzeugend. Die Frage ist aber, ob sich dieses Modell für das Ganze der natürlichen Sprache ohne weiteres verallgemeinern lässt, insbesondere weil es hier keinen schon als bekannt vorauszusetzenden konventionalen Hintergrund gibt, vor dem man die Veränderung konventioneller Lagen in gleicher Weise beurteilen könnte wie dies im einfachen Modell der Autofahrersprache möglich ist.<sup>34</sup> Auch von Savigny stellt sich die Frage, wie man Hintergrundkonventionen von den je interessierenden Sprachkonventionen unterscheiden soll, zumindest konstatiert er unscharfe Grenzen (Savigny 1983, 210). Hier stellt sich ein Problem analog zu dem der Verifikation bzw. Falsifikation in holistischen Systemen: Man kann mit gleichem logischen Recht an beliebigen Stellen des Systems Änderungen vornehmen, um Kohärenz herzustellen bzw. zur besten Erklärung zu kommen. Diese Änderungen reichen von der ‚Änderung‘ der Bedeutung der verwendeten Ausdrücke bei vorausgesetztem Hintergrund – das entspräche von Savignys Programm – bis hin zur Veränderung des zunächst vorausgesetzten Hintergrundes. Das macht das Programm in der Durchführung so schwierig – es gibt aus logischen Gründen immer mehrere logisch gleichwertige Möglichkeiten, die pragmatisch zwar eingengt, aber nicht endgültig entschieden werden können.

Der Intentionalist fragt hier nicht zu Unrecht, worin den nun eigentlich die Konventionen bestehen sollen, die gemeinsamen Normen, die der vernünftigen Sprachverwendung vorgeordnet sind, und ob es am Ende nicht doch die Intentionen der Sprecher sind, die auch bei Verwendung konventioneller Mittel den Ausschlag geben. Vielmehr, so könnte er nun sagen, sei es gerade die Konventionalität der Mittel, die es erlaubt, unterschiedlichen Gebrauch von ihnen zu machen, was nur die Kehrseite der unbestreitbaren Tatsache sei, dass man, auch ohne Täuschungsabsicht, etwas anderes sagen könne als man meint. Die Position des Intentionalisten ließe sich wie folgt fassen: Fasst man Kommunikation als Spiel auf, dessen Ziel Verständigung ist, dann folgt man am besten einem Kooperationsprinzip, das sich an der Erreichung dieses gemeinsamen Ziels orientiert, und aus dem dann bestimmte subjektiv anwendbare Kommunikationsmaximen folgen (Etwa: „Sei informativ, aber gib nur soviel Information, wie nötig!“, „Sei relevant!“, „Sage nichts, von dessen Wahrheit du nicht überzeugt bist!“, „Sei so klar und deutlich wie möglich!“, s. Grice 1993, 248ff.). Auf Grundlage der gegenseitigen Unterstellung solcher Maximen lässt sich auch erklären, wie es möglich ist, dass der Sprecher, etwa aufgrund einer Wortverwechslung, gemäß der konventionellen Bedeu-

---

<sup>34</sup> Im Falle der natürlichen Sprache ergibt sich nämlich, im Gegensatz zur Autofahrersprache, die Schwierigkeit, dass es im menschlichen (Sozial-)Verhalten kaum Bereiche gibt, die nicht schon sprachlich geprägt wären bzw. für welche die Sprache nicht konstitutive Bedingung ist. Man könnte einwenden, es gäbe eine Vielzahl von Verhaltensweisen, die auch ohne Sprache ausgeführt werden könnten, etwa die, welche zur Befriedigung kreatürlicher Bedürfnisse dienen. Aber dieser Einwand sticht nicht: Erstens wäre es möglich, dass dabei gerade die erklärungsbedürftige Spezifik der Handlungen verloren geht – eine Gefahr, die bei allen Spielarten des Naturalismus (und des Behaviorismus) droht, zweitens könnte man solche Teilbereiche ausklammern, und sich auf solche beschränken, für die Sprache selbst tatsächlich konstitutiv ist – und dann kann man sprachliche und außersprachliche Regeln bzw. Vorder- und Hintergrundkonventionen kaum voneinander trennen, was aber nach von Savigny Voraussetzung ist, um erstens Äußerungsbedeutungen und damit zweitens Äußerungen dingfest zu machen.

tung seiner Äußerung etwas anderes sagt, als er meint, die Hörer seine Intention aber dennoch erschließen können, nämlich, wenn sie ihm unterstellen, dass er nicht völlig sinnlos daherredet und dass er den Maximen weitgehend folgt. Dass es dabei sinnvoll (oder ‚rational‘) ist, sich an Konventionen zu orientieren, ist klar, aber es macht aus dieser Perspektive nicht das Wesen des kommunikativen Handelns aus. Vielmehr hat sich damit gerade gezeigt, dass man keine strikte Unterscheidung treffen kann zwischen dem, was konventionell gesagt wird und dem, was der Sprecher in einer konkreten Situation sagen will (oder meint). Diese Unterscheidung kann nur nachträglich eingeführt werden, wenn man schon weiß, was Sprecher gewöhnlich mit bestimmten Ausdrücken meinen, welche ‚Standardintentionen‘ mit diesen verbunden sind.

*Drittens.* Gemäß dem Konventionalismus ist ein Tun dann eine kommunikative Handlung, wenn es bestimmten Bedingungen genügt, die sichern, dass es von kompetenten Hörern verstanden werden kann. Es muss kollektive geteilte Handlungsschemata geben, die vom Akteur aktualisiert werden. Worauf es beim kommunikativen Handeln also ankommt, sind der Handlungstyp und die entsprechenden Regeln und Konventionen: Außerhalb von kollektiv geteilten Handlungsschemata kann man nicht handeln. Hier ergeben sich zwei Schwierigkeiten:

a) Von einer Handlung spricht man nur dann, wenn der Akteur mit seinem Tun die Absicht verbindet, eine Handlung des Handlungstyps *f* und nicht etwa des Typs *g* auszuführen. Zwar reicht die bloße Absicht, *f* zu tun, nicht hin, um tatsächlich *f* zu tun, aber sie ist eine Vorbedingung für die Ausführung von *f*. Andernfalls könnte man nicht davon sprechen, dass eine Handlung fehlschlägt, denn fehlschlagen kann sie nur relativ zu einer (unterstellten oder tatsächlichen) Handlungsintention. Dies gilt auch für Sprechhandlungen: Ohne den Bezug auf Sprecherabsichten wäre z.B. Austins Begriff der „Unglücksfälle“ (vgl. Austin 1972, Vorlesungen 3 u. 4) unverständlich. Man kann die Erfolgs- bzw. Erfüllungsbedingungen für Sprechhandlungen zwar unabhängig von den Absichten eines konkreten Sprechers festlegen, aber sie beziehen sich darauf, dass irgend jemand beabsichtigt, diesen und nicht jenen Sprechakt zu vollziehen. Das bedeutet für Sprechhandlungen, dass die Sprecherabsicht konstitutiv für diese ist. Dies wird vom Intentionalismus erfasst: die rein behavioristische Beschreibung eines Tuns reicht nicht hin, um es als Handlung zu qualifizieren, sondern damit ein Kommunikationsversuch vorliegt, gehört ein Bewusstsein des Sprechers darüber notwendig dazu. Fraglich wird dieser Punkt nur wenn man ihn überdehnt, d.h. wenn behauptet wird, dass die Absicht des Sprechers bzw. seine Beschreibung der Handlung, unabhängig von deren Passung mit kollektiv geteilten Handlungsschemata, auch den *Inhalt* von Kommunikationsversuchen vollständig festlegen soll. Man kann nicht alles mit allem sagen, wir sind in der Wahl der Mittel nicht frei, deshalb genügt die Absicht, *f* zu tun, nicht für den Erfolg der Handlung. Als was ein Tun *zählt*, als *f* oder *g*, wird durch das kollektive Urteil gemäß bestimmter Regeln und Konventionen bzw. Praxisformen bestimmt. Dennoch wird der Handlungserfolg *als f-Tun* nicht zuletzt an den (zugeschriebenen oder tatsächlichen) Intentionen des Akteurs

gemessen.<sup>35</sup>

b) Wenn kommunikatives Handeln in erster Linie eine Aktualisierung (konventionaler) Handlungsschemata ist, so wird man fragen müssen, wie in diesem Rahmen mit dem Phänomen der Metapher und anderer ‚regelwidriger‘ Sprachverwendungen, allgemein mit der Anpassungsfähigkeit und Kreativität der Sprache umzugehen ist. Wie kommt der Konventionalist damit zurecht, dass wir ständig neue und im Sinne des Wortes ‚unerhörte‘ Sätze produzieren, die gerade nicht unter die üblichen Sprechhandlungsschemata und die entsprechenden Regeln fallen?

Eine Idee ist, hierauf mit dem Verweis auf eine Art Kompositionalitätsprinzip für natürliche Sprachen zu antworten, wofür auch das Argument des individuellen Spracherwerbs spräche. Die Kreativität und Anpassungsfähigkeit der Sprache ergibt sich aus der konventionell geregelten Kombination konventioneller Mittel. Aber diese Antwort ist nur bedingt hilfreich. Ein solches Prinzip erklärt uns im Nachhinein, warum wir, ausgehend von bestimmten, in ihrer Bedeutung konventionell festgelegten, beispielsweise (schul-)grammatischen Fügungen zusammengesetzte Ausdrücke verstehen können. Es erklärt aber nicht, warum wir bestimmte, ebenso wohlgeformte komplexe Ausdrücke nicht verstehen bzw. warum diese ganz sinnlos sind. Wir können mit einem solchen Kompositionalitätsprinzip für konventionelle Ausdrücke nicht *prognostizieren*, welche Ausdrücke zukünftig sinnvoll sein werden oder nicht. Das müssten wir aber können, soll ein solches Kompositionalitätsprinzip dazu dienen, das Rätsel der Kreativität der Sprache konventionalistisch zu lösen.

Der Punkt, warum allein mit einem System von Regeln sprachlicher Sinn von Unsinn nicht zu unterscheiden ist bzw. Sinn nicht prognostiziert werden kann, ist, dass es dazu der Einbettung in Handlungszusammenhänge bedarf. Erst auf dieser Grundlage kann festgelegt werden, ob und welche der möglichen Sinnvarianten anerkannt werden sollen. (Beispiele sind Metaphern, von denen einige anerkannt und in den Sprachgebrauch übernommen werden, man könnte sie „Gebrauchsmetaphern“ nennen, andere werden als schlecht verworfen und verschwinden.) Kompositionsregeln lassen zu viele Enden offen, sie gehen weit über das hinaus, was wir anhand von Beispielen in paradigmatischen Einführungssituationen erlernt haben. Der Witz ist: Nicht die Ausdrücke haben an sich Sinn, sondern wir *verleihen* ihnen Sinn. Aber wie geht das vor sich? Hier kann wieder der Intentionalist einhaken: Wir verleihen den Ausdrücken Sinn, indem wir etwas mit ihnen *meinen*, d.h. in einer konkreten Sprechsituation etwas zu verstehen geben oder sagen wollen.

---

<sup>35</sup> In diesem Zusammenhang ergibt sich für eine konventionalistisch-behavioristische Analyse von Sprechhandlungen mit Hilfe des Begriffs der Sanktion das Problem, dass ohne die Unterstellung von Sprecherabsichten, d.h. ohne dass der Sprecher als *Handelnder* vorkommt, der Begriff der Sanktion leer läuft – Sanktionen beziehen sich auf Handlungen, nicht auf bloßes Verhalten. Spricht dagegen nicht die Möglichkeit der Konditionierung? Kaum, denn dabei werden Assoziationen hergestellt, unwillkürliche Reiz-Reaktions-Muster, aber eben keine Handlungskompetenz, deren Gebrauch nach Kriterien von Richtig und Falsch *bewertet* werden könnte. Man kann im Falle einfacher Regeln auf regelkonformes Verhalten konditionieren, aber nicht auf das *Handeln* nach einer Regel.



*Viertens.* Erweitert man die konventionalistische These der Bedeutung um die kommunikative Dimension, dann liegt die Funktion des konventionalen Ausdrucks darin, „die gegenseitige Steuerung des Verhaltens“ zu vermitteln. Konventionen regeln die Bedeutung von Ausdrücken, indem sie deren Gebrauch regeln, d.h. die Verbindung zwischen Ausdrücken und möglichen (illokutionären) Zwecken, die mit diesen Ausdrücken erreicht werden können. Wollen wir nicht annehmen, dass es ein Reich der Zwecke unabhängig von den handelnden Menschen gibt, dann sind mögliche Zwecke nichts anderes als der Gehalt möglicher Intentionen. Konventionen regeln also die Bedeutung von Ausdrücken, indem sie diese ins Verhältnis zu möglichen (typischen) Sprecherintentionen setzen.<sup>36</sup> Hier beißt sich die Katze in den Schwanz, denn damit setzt die Rede von Konventionen anscheinend ein Verständnis von Intentionen voraus.

Die Konventionen einer Sprache bestehen nicht unabhängig von den konkreten Kommunikationssituationen, in denen diese Sprache verwendet wird. Vielmehr werden sie, wie anfangs angedeutet, gerade in der Kommunikation etabliert, stabilisiert, in explizite Regeln gefasst usw. Explizit thematisch werden sie jedoch nur aus Anlass von Missverständnissen, also etwa wenn jemand etwas zu verstehen geben will, dies aber misslingt. Gerade wenn darüber gesprochen wird, was jemand tatsächlich meinte (bzw. welche Intentionen man ihm vernünftigerweise zuschreiben sollte), werden Regeln und Konventionen thematisiert. Entweder man postuliert in solchen Fällen neue Konventionen, sozusagen ‚Meta-Konventionen‘, die das sinnvolle Reden über eine konventionelle Praxis und deren Regeln und Konventionen ermöglichen, oder man akzeptiert, dass Missverständnisse nach dem Griceschen Modell und der Versuch-Irrtum-Methode auskommuniziert werden.

### **3 Zusammenfassung und Folgerungen**

Die zwei maßgeblichen Begriffe von Kommunikation können kurz wie folgt bestimmt werden. *Erstens* intentionalistisch-instrumentalistisch: Kommunikation zielt, vermittelt über das Verstehen der Intentionen des Sprechers, auf die Herbeiführung bestimmter Überzeugungen und Handlungen beim Adressaten. Im Zentrum steht der Begriff der individuellen (Äußerungs-)Handlung. *Zweitens* konventionalistisch: Kommunikation ist regelgeleitete Verständigung im Medium der Sprache. Im Zentrum steht der Begriff der Konvention bzw. des konventionalen Handelns.

Wie sich gezeigt hat, setzen beide Konzeptionen jeweils Elemente der anderen Konzeption voraus, um mit den Phänomenen der Kommunikation fertig zu werden. Damit stehen wir angesichts des Anspruchs beider Theorien, auf Fragen nach der Bedeutung und des kommunikativen Verstehens die richtigen Antworten zu geben und angesichts der Tatsache, dass jede der Theorien durchaus wichtige Intuitionen erfasst, die Theorien sich aber in ihren Grundlinien wechselseitig wi-

---

<sup>36</sup> Dass dieses Verhältnis nicht notwendig instrumentalistisch aufgefasst werden muss, sollte aufgrund der Diskussion des Verhältnisses von Illokution und Perlokution wenigstens nicht unplausibel erscheinen.

dersprechen, vor einem Dilemma: Jede der beiden Konzeptionen setzt die je andere voraus und negiert sie zugleich.

Die intentionalistische Konzeption erfasst den Standpunkt des individuellen Handelns und will von diesem aus die konventionale Äußerungsbedeutung erst erklären – wie alle sozialen Begriffe nicht einfach vorausgesetzt werden dürfen, sondern vom Individuum her zu definieren sind. Aber die individualistische Perspektive ist, gemessen am Normalfall der Kommunikation, verzerrt, da sie die ‚Objektivität‘ des Verstehens, wie sie sich z.B. im Gelingen des unmittelbaren Verstehens im Alltag und seiner Verrichtungen zeigt, nicht erklären kann, ohne implizit auf Konventionen, Regel und Praxisformen Bezug zu nehmen. Der Konventionalismus thematisiert diese impliziten Voraussetzungen und schließt damit diese explanatorische Lücke. Diese Stärke des Konventionalismus, die normale Sprachverwendung in Standardsituationen zu erklären, wird aber zu einer Schwäche, wenn sprachliches und kommunikatives Handeln auf mögliche Einsetzungsinstanzen von Sprachregeln bzw. von sprachlichen Handlungsschemata zurückgeführt wird – um den Preis, dass Handeln (und insbesondere kommunikatives Handeln) nun nichts ist als die Aktualisierung von Handlungsschemata. Damit ergeben sich Erklärungsdefizite mit Blick auf die Notwendigkeit der Deutung und des Interpretierens, der Freiheit der Sprachverwendung, das Hervorbringen neuer Formen der Kommunikation und, da die Sprecherintentionen nicht vorausgesetzt werden dürfen, sondern erst zu erklären sind, nicht zuletzt hinsichtlich der je konkreten individuellen Handlung. Wo bleibt die Zwecksetzungsautonomie des Individuums, sein Status als *Subjekt*, wenn sich die Zwecksetzung auf die ideelle Vorwegnahme der Erfüllung von konventionalen Handlungsschemata beschränkt? Kann wirklich noch von kommunikativem *Handeln* die Rede sein, wenn sich dies in der Aktualisierung vorgängiger Handlungsschemata erschöpft? Gegenüber einem so aufgefassten Konventionalismus hat Grice darin recht, dass die je besondere Äußerung nicht nur die Anwendung abstrakter Regeln ist, der einzelne Ausdruck nicht einfach die Instantiierung eines vorgängigen Abstrakt-Allgemeinen. Andererseits: Handelten die Subjekte ohne Bezug auf Konventionen, Regeln, Handlungsschemata, wie wäre dann Verstehen möglich? Sofern die Gemeinschaften auf der gegenseitigen Steuerung ihrer Glieder beruhen und das Verstehen eine notwendige Bedingung dieser Steuerung ist, wie wäre dann Gemeinschaft möglich? Hier finden wir wieder den ‚Zirkel‘ von Kommunikation und Gemeinschaft, der sich auf der Ebene der konkurrierenden Theorien als Dilemma darstellt: Einerseits die Notwendigkeit der *Herstellung* von Gemeinschaften im konkreten kommunikativen Handeln (intentionalistische Intuition), andererseits der Blick auf die *Voraussetzungen* gelingender Kommunikation, insbesondere die in einer Gemeinschaft geltenden Regeln und Konventionen (konventionalistische Intuition).

Wie kann der Streit der Konzeptionen und damit das Dilemma gelöst werden? Im folgenden sollen drei eng miteinander verzahnte Möglichkeiten angedeutet werden, die sich mit folgenden Stichworten umreißen lassen: a) übergreifender Gesichtspunkt der Gemeinschaft, b) Komplementarität der Perspektiven und c) systematisches Gewicht der diachronen Aspekte für eine Theorie des kommunikativen Verstehens und der Bedeutung.

Eine Möglichkeit, den Gegensatz der konkurrierenden Theorien aufzulösen,

wäre die Reduktion der Grundbegriffe der einen Konzeption auf die der jeweils anderen. Man erklärt, was diese *eigentlich* abbilden sollen und wie dies im Rahmen der je anderen Konzeption möglich ist. Etwa kann man versuchen, die Sprechakttheorie im Rahmen einer intentionalistischen Semantik zu *rekonstruieren*. Aber damit wird die Aporie, falls die Ausführungen bis hierher stimmig waren, nur reproduziert. Ist die Rückführung auf die jeweiligen Grundbegriffe in beiden Fällen konsistent möglich, dann führt das ja gerade in das besagte Dilemma. Deshalb ist es sinnvoller, beide Perspektiven in einer neuen Gesamtsicht zu integrieren. Einen Gesichtspunkt, unter dem man das tun kann, ist der anfangs genannte: der der kommunikativen Konstitution von Gemeinschaften. Beide Konzeptionen stellen aus der Perspektive der Gemeinschaft Vereinseitigungen dar, indem sie jeweils einen von zwei irreduziblen Standpunkten als ihre Basis wählen. Der Intentionalismus beschreibt Kommunikation aus der Sicht des Sprechers, der Konventionalismus nimmt eher die Position des Hörers ein. Der Intentionalismus betont den Handlungsaspekt von Kommunikation, der Konventionalismus den des Verstehens. Der Intentionalismus thematisiert das Entstehen des Neuen, der Konventionalismus die Tradierung des Bestehenden. Liest man Intentionalismus und Konventionalismus in dieser Art, so betonen beide notwendige Momente der Konstitution und Aufrechterhaltung von Gemeinschaften in der und durch die Kommunikation.

Konventionalismus und Intentionalismus in der Kommunikationstheorie sind deshalb in gewissem Sinne komplementäre, einander ergänzende Positionen, und eine volle Theorie der Kommunikation kann auf keine von beiden verzichten. Die zwischen den Positionen bestehenden Gegensätze können aufgelöst werden, wenn man die Konzeptionen jeweils in ihrem Geltungsbereich einschränkt und ihre Idealisierungen und Abstraktionen kritisch befragt. Tatsächlich weichen ihre Gegenstände voneinander ab: Der Intentionalismus thematisiert Ausnahmesituationen, in denen es keinen bzw. nur einen minimalen Rahmen von Gemeinsamkeiten gibt, und Situationen, in denen Missverständnisse geklärt und neue Verwendungsweisen von Wörtern eingeführt werden, die zur Grundlage weiterer Verständigung dienen können. Er begründet individuell anwendbare Maximen, deren Befolgung das Verstehen in solchen Kontexten wahrscheinlicher macht. Der Konventionalismus befasst sich dagegen mit dem Normalfall des Sprechens und Verstehens. In Gegensatz geraten diese Konzeptionen dann, wenn sie jede für sich beanspruchen, eine allgemeine, umfassende Theorie der Kommunikation (oder wenigstens deren Grundgerüst) zu liefern. Denn das heißt, jeweils eine der notwendigen Perspektiven zu verabsolutieren.

Beide Perspektiven sind aber unter dem Gesichtspunkt der Gemeinschaft sinnvoll. Sprecher und Hörer sind immer schon Glieder einer (Kommunikations-) Gemeinschaft. Werden die Sprecher- bzw. die Hörerposition aber individualistisch aufgefasst, d.h. wird von deren Einbindung in eine Gemeinschaft abstrahiert, dann bedingen sich der Intentionalismus als *Interpretationismus* (Verstehen als Interpretieren, was die Existenz von Interpretationsregeln voraussetzt) und der Konventionalismus als *Regelrealismus* (die Regeln sind dem kommunikativen Handeln der einzelnen Individuum vorausgesetzt und lassen ihm keinen Spielraum). Aus der Perspektive der Gemeinschaft handelt es dagegen sich nicht um fertig vorgegebe-

ne Regeln, vielmehr werden diese gemeinschaftlich, d.h. im arbeitsteiligen Zusammenwirken der Individuen gesetzt, stabilisiert und tradiert. Der konkrete Sprechakt ist aus dieser Perspektive keine bloße Instantiierung einer abstrakten Norm, sondern in der Sprachpraxis, im Gesamt der konkreten Sprechakte als kooperativer Handlungen, deren Richtigkeit und Erfolg unter der die je individuellen Sichtweisen überschreitenden Perspektive des Kollektivs reflektiert und bewertet wird, werden Normen und Konventionen hervorgebracht bzw. modifiziert und als Regeln artikuliert, fixiert und stabilisiert. Die Schwierigkeiten ergeben sich also letztlich aus der individualistischen Deutung der Sprecherposition und des individuellen Handelns einerseits, der Hörerposition und der entsprechenden ‚regelianischen‘ Deutungen des kommunikativen Verstehens, des Regelfolgens und der Konstitution von Konventionen andererseits.<sup>37</sup> Sie führen ins Dilemma, wenn die fraglichen Begriffe und Aussageformen (etwa „x ist ein Kommunikationsversuch“, „x versteht die Äußerung a von z“, „x Äußerung bedeutet gemäß der in g geltenden Regeln z“) i.S. einer *synchronen* Strukturanalyse zirkelfrei definiert werden sollen – hier wird man immer fragen müssen, wie die Variablen zu belegen sind, d.h. wie die Gegenstände identifiziert und individuiert werden sollen, über die hier quantifiziert wird. Bei der Angabe entsprechender Kriterien wird man von Begriffen der je anderen Konzeption Gebrauch machen müssen. Der Grund des Dilemmas ist demnach auch in einer bestimmten theoretische Darstellungsform unter intentionalistischen bzw. regelianischen Prämissen zu suchen. Es betrifft deshalb die wegen ihrer Ansprüche, Einseitigkeiten und Verabsolutierungen falschen ‚Ismen‘, nicht die Kommunikation selbst. Auf der Ebene realer Kommunikation und realer Gemeinschaften gibt es in diesem Sinne keine Zirkel und kein Dilemma, denn hier spielen immer schon sowohl eine Tradition faktischen Verstehens als auch die tatsächlichen Praxen und Institutionen der Gemeinschaften eine zentrale Rolle im kommunikativen Verstehen, indem sie den Horizont sinnvoller Folgehandlungen und Verständnismöglichkeiten vorgeben. Der scheinbare Zirkel löst sich auf in der faktischen Geltung von Regeln und deren Geschichte. Entsprechend sollte eine Theorie der Kommunikation und Bedeutung diachrone Aspekte als eine auch *systematisch* und *begrifflich* relevante Größe berücksichtigen, d.h. sie sollte als Vergegenwärtigung unserer tatsächlichen Praxis- und Redeformen beginnen.

Der Bezug auf Gemeinschaften und deren faktische Praxisformen, ihre Institutionen und Traditionen ist für die Theorien des kommunikativen Verstehens theoretisch von Bedeutung. Denn Handeln, und damit Kommunizieren und Sprechen, finden stets in konkreten sozialen Verhältnissen statt, in denen die Sprecher an bestimmte Rollen gebunden sind, einen bestimmten sozialen Status haben, in gegenseitigen Macht- und Anerkennungsverhältnissen stehen (etwa Vorgesetzter

---

<sup>37</sup> Dennoch steht ein, wenn auch individualistisch gedeuteter Konventionalismus (oder Regelianismus) und die entsprechende Hörerzentrierung der Perspektive der Gemeinschaft systematisch näher als der individualistische Intentionalismus, denn Konventionen und Regeln sind immer schon Konventionen und Regeln einer Gemeinschaft, und die Fokussierung auf Äußerungen statt auf Sprecherintentionen schließt immer schon die Möglichkeit einer öffentlichen und dann auch gemeinschaftlichen Bewertung ein.

und Untergebener sind). Es mag sein, dass kommunikatives Handeln und die Verwendung der Sprache ein Ideal von Verständigung voraussetzt, welchem die Teilnehmer von Kommunikation kontrafaktisch genügen müssen. Aber das heißt nicht, dass deshalb alle Realverhältnisse ausgeblendet werden könnten. Die ideale Sprechsituation ist, soweit es sprachliches Verstehen angeht, eben nicht die, in der von allen Besonderheiten der Sprecher und des Redekontextes abstrahiert wird, sondern die, in der diese Besonderheiten bekannt und (als kommunikationsrelevante Besonderheiten typischer Situationen) anerkannt sind. Eine Schwierigkeit der besprochenen Konzeptionen ergibt sich z.B. daraus, dass Sprecher- und Hörerrolle voneinander getrennt werden, so dass entweder der Sprecher oder der Hörer als bloße Leerstelle bzw. als fixierter Situationsparameter vorkommt, dem keine besondere Beachtung geschenkt werden muss. Der Intentionalismus verzichtet im Grunde auf den Hörer. Dieser hat nur die Funktion einer Projektionsfläche der Absichten und Erwartungen des Sprechers, die vorhanden sein muss, wenn sein Kommunikationsversuch nicht ins Leere laufen soll. Im Konventionalismus ist dagegen der Sprecher nur die Projektionsfläche dessen, was die Hörer verstanden haben, er ist Objekt ihrer Zuschreibungen. Was er meint und will, tut dabei nur wenig zur Sache.<sup>38</sup>

Hierin liegt aber eine für beide Theorien *wesentliche* Abstraktion vom tatsächlichen Gespräch. Geht man nicht vom einzelnen Sprechakt, sondern vom Dialog als der grundlegenden Einheit der Kommunikation aus, dann ist klar, dass Sprecher- und Hörerrolle nicht bzw. nur in einem Abstraktionsschritt voneinander zu trennen sind. Im konkreten Gespräch wechseln die Rollen, jeder Sprecher ist zugleich Hörer und umgekehrt. Damit steht zu vermuten, dass es diese, *für eine Theorie* notwendigen Abstraktionen sind, die in Dilemmata führen, in Dilemmata, die es in der konkreten Verständigungssituation nicht bzw. nur in Ausnahmefällen gibt. Im konkreten Verstehen kommt es gerade auf die Besonderheit von Sprechern und Hörern an, auf die je besonderen Rollenmuster und die entsprechenden Erwartungen sowie auf den Wechsel der Rollen, auf die Art und Weise ihrer Einbindung in die Gemeinschaft und in arbeitsteilige Zusammenhänge, auf spezifisches gemeinsames Hintergrundwissen, auf Vereinbarungen und nicht zuletzt auf deren Geschichte, an der Sprecher und Hörer als Glieder einer Gemeinschaft gleichermaßen teilhaben. Wieweit solche Einflüsse ins Kommunizieren eingreifen, wird besonders deutlich, wenn man die Kommunikation in Hierarchien ansieht, etwa wie hier Kritik vorgetragen wird, wer wen zu was auffordern darf, Weisungen geben darf usw. Solche Verhältnisse sind nur zum Teil konventional geregelt. Im konkreten Fall sind Macht- und andere soziale Verhältnisse über die „konventionale Aufmachung von Situationen“ hinaus relevant, wenn es darum geht, herauszubekommen, wer etwas wie gemeint hat, welche Intentionzuschreibungen und Handlungsbeschreibungen sinnvoll sind und nicht zuletzt, was eine Äußerung

---

<sup>38</sup> „Daß jemandes Handlung eine bedeutungsvolle Äußerung darstellt, wird ihm durch die Konventionen der Mitglieder seiner Gruppe aufgezwungen.“ (Savigny 1983, 109); „Was der Sprecher meint und überhaupt der Begriff der Absicht sind sowohl für die Analyse konventionalen Sozialverhaltens als auch für die Analyse der sprachlichen Bedeutung überflüssig.“ (Savigny 1983, 12)

bedeutet.<sup>39</sup> Eine Theorie der Bedeutung und der Kommunikation sollte deshalb soweit als möglich in eine Analyse kollektiven Handelns und sozialer Verhältnisse eingebettet werden.

Ein endgültiges Verschwinden des Dilemmas sollte man sich jedoch nicht erhoffen, selbst wenn es auf der Ebene der *metatheoretischen* und methodologischen Reflexion als Gegensatz zweier ‚Ismen‘ bzw. in eine Aporie komplementärer Standpunkte aufgelöst werden kann – hängt es doch an ‚natürlichen‘ Perspektiven, die zudem auch noch an bestimmte Interessen geknüpft sind, nämlich die des Einzelnen und die der Allgemeinheit, und von daher unvermeidlich reproduziert werden, wo Menschen ihr Zusammenleben organisieren müssen. Wo es solche Perspektiven gibt, können sie auch theoretisch verabsolutiert und damit vereinseitigt werden. Hängen Kommunikation und Gemeinschaft in der beschriebenen Weise zusammen, dann ist das theoretische Dilemma von *Intentionalismus* und *Konventionalismus* in der Kommunikationstheorie nur der kommunikationstheoretische Ausdruck des Problems jeder Handlungstheorie, praktischen Philosophie oder Sozialphilosophie: Der Konstitution von Gemeinschaften durch Subjekte, die ihren individuellen Absichten, Ansichten, Interessen, Zwecken usw. folgen.

## Literatur

- Austin, J. L. 1972: *Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words)*, Stuttgart
- Bühler, K. 1934: *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*, Jena
- Bühler, K. 1978: *Die Krise der Psychologie*, Frankfurt a.M.; Berlin; Wien
- Chomsky, N. 1966: *Cartesian linguistics. A chapter in the history of a rationalist thought*, New York u.a.
- Chomsky, N. 1980: *Rules and Representations*, Frankfurt a.M.
- Davidson, D. 1993: Voraussetzungen für Gedanken, in: *Der Mythos des Subjektiven. Philosophische Essays*. Stuttgart, 5-15
- Dummett, M. 1982: Was ist eine Bedeutungstheorie?, in: *Wahrheit. Fünf philosophische Aufsätze*. Stuttgart, 94-155.
- Frege, G. 1918: Der Gedanke. Eine logische Untersuchung, in: *Beiträge zur Philosophie des deutschen Idealismus (1)*, 58-77.
- Grice, H. P. 1993: Logik und Konversation, in: Meggle, G. (Hrsg.): *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*, Frankfurt a.M., 243-265
- Humboldt, W. v. 1836: *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues (Einleitung zum Kawi-Werk)*, Berlin
- Kannetzky, F. 2000a: Expressibility, Explicability, and Taxonomy, in: G. Grewendorf & G. Meggle (Hrsg.): *Speech Acts, Mind, and Social Reality. Discussions with John R. Searle* (im Erscheinen)
- Kannetzky, F. 2000b: The Principle of Expressibility and Private Language, in: *Acta philosophica fennica* (im Erscheinen)
- Kuhn, T. S. 1962/70: *The Structure of Scientific Revolutions*. Chicago
- Lewis, D. 1969: *Conventions. A Philosophical Study*, Oxford
- Meggle, G. 1997: *Grundbegriffe der Kommunikation (2. Auflage)*, Berlin; New York

---

<sup>39</sup> Die Alternative wäre die Überdehnung des Begriffs der Konvention, d.h. überall da, wo Sanktionen im Spiel sind, Konventionen und Regeln zu unterstellen, selbst da, wo es um Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse geht. Nach M. Webers klassischer Bestimmung bedeutet Macht „jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel, worauf diese Chance beruht.“ (Weber 1956, 28) – und das hat mit Konventionen zunächst nicht viel zu tun.

- Psarros, N. 2000: Person und Personalität, in: *Dialektik* (im Erscheinen)
- Quine, W. V. O. 1980: *Wort und Gegenstand (Word and Object)*, Stuttgart
- Savigny, E. v. 1983: *Zum Begriff der Sprache. Konvention, Bedeutung, Zeichen*, Stuttgart
- Searle, J. R. 1971: *Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay*, Frankfurt a. M.
- Weber, M. 1956 : *Wirtschaft und Gesellschaft*<sup>4</sup>, 1. Halbbd. Tübingen
- Stekeler-Weithofer, P. 1997: Die (Un-)Wahrscheinlichkeit des Verstehens. Bemerkungen zur Indeterminiertheit des Begriffs der Bedeutung, in: G.-L. Lueken (Hrsg.): *Kommunikationsversuche. Theorien der Kommunikation*, Leipzig, 225-254
- Stekeler-Weithofer, P. 2000: Kommunikatives Handeln und kooperatives Begreifen. Intentionalismus und sozialer Externalismus in Theorien des Sinnverstehens, in: *Wittgenstein-Studies, H. 1/2000: Das Verstehen des Anderen*, 13-48
- Whorf, B. L. 1965: *Sprache – Denken – Wirklichkeit*. Reinbek b. Hamburg